

FAMA



Hurra – wir leben noch!

Feministische Theologie heute



«Hurra, wir leben noch!»: das Lied von Milva in den Ohren kann ich Berge versetzen. Das ist nötig, auch wenn 15 Jahre FAMA beweisen, wie viel an feministisch-theologischer Frauenpower in der Schweiz vorhanden und wie ausdauernd damit an den Bergen gerüttelt und die Landschaft neu geprägt wird. Barbara von Reibnitz schreibt am 6. Mai in der NZZ unter dem Titel «Feminismus und Geschichtswissenschaft»: «Die Frauen- und Geschlechterforschung der vergangenen 30 Jahre hat die Geschichtswissenschaft nachhaltig verändert und erneuert – das gilt für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte ebenso wie für die Kultur- und Wissenschaftsgeschichte. Die Paradigmen und Kategorien der sogenannten «allgemeinen» Geschichte sind hinterfragt, das Verständnis traditioneller historischer Felder ist erweitert und neue Bereiche historischer Forschung sind etabliert worden.» Ob das in dieser Deutlichkeit auch für die Theologie gilt, bezweifle ich. Die Zusammenstellung von Doris Strahm über den Stand des Feministisch-theologischen Lehrens an einigen Schweizer Universitäten enthält zwar durchaus Lichtblicke. Gleichzeitig lese ich aber: dass – wieder einmal – der Vatikan die Berufung von zwei qualifizierten Theologinnen auf den Lehrstuhl für Moralthologie der Katholisch-Theologischen Fakultät Augsburg abgelehnt hat, und damit weiterhin in ganz Deutschland keine einzige Frau katholische Moralthologie lehrt. Das ist ein Skandal; der noch grössere Skandal ist der, dass das von so wenigen Menschen, Männern und Frauen, als ein Skandal wahrgenommen wird. Unter anderem daran arbeitet die FAMA seit 15 Jahren: dass mehr Menschen sich an solchen Ungerechtigkeiten stossen, dass die Zeitschrift mit dem lateinischen Namen FAMA, das Gerücht, die Rede vom Potential der feministisch-theologischen Frauen verbreitet, dass in die Öffentlichkeit dringt, was sie zu sagen haben, was sie verändern wollen und verändern werden.

Angefangen hatte es mit der Idee einer Theologinnen-Gewerkschaft. Carmen Jud erzählt in ihrem Beitrag davon. Die statt dessen gegründete Zeitschrift arbeitete immer auf verschiedenen Ebenen, entsprechend den Brennpunkten der Feministischen Theologie: Universitäre Theologie, Frauenkirche und religiöse Frauenbewegung, Feministische Theologie im Rahmen kirchlicher Praxis und gesellschaftspolitisches Engagement.

Von Anfang an verstand sich die FAMA oekumenisch und wurde auch so wahrgenommen, so dass bald reformierte Theologinnen in die Redaktion kamen. Spannend war und ist es, die im Verlauf der Zeit grossen persönlichen und beruflichen Veränderungen im Redaktionsteam zu verfolgen. Es ist für alle ein persönlicher Gewinn, in diesem Austausch und der gegenseitigen Anteilnahme zu stehen. Es bewahrt uns vor ideologischen Verengungen und hält unser feministisches Suchen und Fragen wach. Eine grosse Rolle spielte bei all dem ernsten Rütteln an Bergen und Verändern von Landschaften in der FAMA das Lustprinzip. Die fröhlichsten und spannendsten Gespräche um unsere Redaktions-Tische entstehen immer bei der Bestimmung der Themen für ein neues FAMA-Jahr. Einige Themen sollen uns vor allem Spass machen. Nicht so sehr die Nützlichkeit bezüglich des Bergeversetzens in Kirche und Gesellschaft leitet uns dabei, sondern dass wir selber dadurch angestiftet werden, Neues, Queres, Ur-Altes, Frag-Würdiges zu denken, zu entdecken, zu verbinden. Keine Frage, dass es oft gerade diese Nummern sind, die dann doch ein wenig an den Bergen rütteln.

Was uns in den letzten Jahren in unsern konzeptionellen Gesprächen oft beschäftigt hat, ist die Frage nach der Relevanz der Feministischen Theologie bei jüngeren Frauen. Das Gespräch der drei Theologinnen, die vor ungefähr 20 Jahren an den Universitäten in der Schweiz studierten, hat mich überrascht in der Hinsicht, dass alle drei nicht als Feministinnen angefangen haben, sondern fast «hineingeschubst» wurden in solche Fragestellungen und erst danach gemerkt haben, dass «es für sie stimmt.» Ich erinnere mich an die Empörung, die uns erfasst hatte, als die Professorenschaft in Zürich verlauten liess, die Feministische Theologie sei bloss eine Modeströmung, die das Wesentliche der Theologie nicht betreffe. Dass es eine Strömung war im Zuge der zweiten Frauenbewegung unseres Jahrhunderts, ist richtig. Diese Strömung ist heute so nicht mehr vorhanden. Junge Frauen werden heute nicht mehr in den Feminismus «geschubst». Dass aber die Feministische Theologie nicht den Kern der Theologie betreffe, ist eine gewalti-

ge Täuschung. «Feministische Theologie versteht sich nicht als Ergänzung traditioneller Theologie, sondern als Neukonzeption von Theologie überhaupt.» So schreiben Catharina J.M. Halkes und Hedwig Meyer-Wilmes im Wörterbuch der Feministischen Theologie von 1991. Die Chronik von Uta Knolle mit einem durchaus repräsentativen Ausschnitt aus dem breiten Strom feministisch-theologischen Wirkens im deutschsprachigen Raum Europas zeigt gerade dies in eindrücklicher Weise. Ebenso der Artikel von Helga Kohler-Spiegel, der die Postulate einer feministisch reflektierten Religionspädagogik aufzeigt. Es geht um die Grundlagen unseres Menschenbildes, unserer Identitätsfindung, des Gottesbildes, der Grundhaltungen zwischen Frauen und der Bereitschaft, miteinander und füreinander zu streiten. Auch wenn das schon vor Jahren so galt, ist es nicht weniger wahr und herausfordernd. Das Gespräch der drei Praktikerinnen unter dem Titel «Bildersturm» bestätigt dies und regt an, die eigenen, vielleicht auch widersprechenden Erfahrungen zu reflektieren.

Die Frage ist, wie das Befreiende und Notwendige einer Feministischen Theologie in einer postchristlichen und sicher postkirchlichen Welt an die Frau gebracht wird. Sagt frau anstatt «feministisch» besser «geschlechterbewusste» Theologie, so wie Helga Kohler-Spiegel ergänzt, oder verzichtet frau ganz auf dieses F-Wort, wie Silvia Strahm Bernet in ihrer Glosse supponiert?

Die Feministische Theologie ist zwar als Protestbewegung gegen die traditionellen, männerbeherrschten und Frauen diskriminierenden Kirchen entstanden. Trotzdem bleibt der Teil, der sich nicht gänzlich von diesen patriarchalen Traditionen verabschiedet hat, an diese Institutionen gebunden. Der seit längerem festzustellende gesellschaftliche Relevanzverlust der Institution Kirche, betrifft deshalb auch die Feministische Theologie. Denn solange wir bewusst in der christlichen Tradition leben, das heisst für mich, dem lebendigen, biblischen Gott und seiner Sophia in Jesus Christus anhängen, solange wir Werte wie Gerechtigkeit und Schutz der personalen Würde jedes Menschen fordern, gehören wir zu den «Dinosauriern» dieser Welt (Dorothee Sölle). Trotzdem: Dinosaurier üben eine gewaltige Faszination aus; und wir sind seit neuestem Dinosaurierinnen mit einer Web-Seite, www.fama.ch, so dass wir zuversichtlich in die nächsten 15 Jahre FAMA gehen, unsern guten Ruf und das Rufen der Sophia zu verbreiten.

Jacqueline Sonogo Mettner

So fing es mit der FAMA an

Carmen Jud

Das hat frau nun davon. Da schwelgten wir eines Abends nach einem guten Essen am Küchentisch in FAMA-Erinnerungen und schon kam die Anfrage, dies für die Jubiläumsnummer aufzuschreiben. Keine objektive Geschichtsschreibung solle es sein, sondern persönliche Erinnerungen an die Anfänge und meine Zeit als FAMA-Redaktorin. Das macht Sinn: vom Essen an Silvia Strahms Stubentisch zum Essen an Doris Strahms Küchentisch, dazwischen viele Jahre und viele Tische, an denen wir assen, träumten, tratschten, planten – für die FAMA und für vieles andere mehr. An den Tischen der Redaktionsfrauen fanden unzählige Sitzungen statt, wurden FAMAS ausgedacht, gestaltet, gefaltet und für die Post gebündelt. Am Tisch im Gegendruck wurden sie gelay-outet, an Schreibtischen redigiert und korrigiert. Nicht zu vergessen mein Schreibtisch, an dem ich mir Artikel abgerungen habe, deren Inhalt mir nach der Redaktionssitzung noch so klar erschienen war. Doch halt, Euch LeserInnen zuliebe will ich mein Nähkistchen ordentlicher auspacken.

Die Idee der Gewerkschaft feministischer Theologinnen

1982 kam ich als frischgebackene Theologin nach Luzern und fand nach langer feministischer Einsamkeit an der Uni endlich Gesprächspartnerinnen. Der regelmässige Mittagstisch bei Silvia mit Doris öffnete mir neue Räume. Wir drei hatten uns entschieden, nicht in der Kirche zu arbeiten, kannten aber viele Frauen, die in den Kirchen und an deren Rändern ihren Platz suchten und Nischen, um feministische Theologie zu betreiben. Wir fanden, es wäre an der Zeit, Erfahrungen auszutauschen, unsere Arbeit zu reflektieren, uns im Kampf gegen die Diskriminierung der Frauen in den Kirchen zusammenzutun und unsere Interessen gemeinsam zu vertreten. So entstand die Idee einer Gewerkschaft feministischer Theologinnen.

Ideen und Realitäten

25 Frauen kamen auf unsere Einladung am 7. Mai 1983 nach Luzern. Alle teilten sie das Grundanliegen des Widerstands gegen die Diskriminierung der Frauen in den Kirchen und des Kampfes für die Verbesserung der (Arbeits-)Bedingungen. Dennoch war die Gewerkschaftsidee nach intensiven Diskussionen vom Tisch. Zu unterschiedlich waren die Geschichten und Erfahrungen der Frauen mit und in ihren Kirchen und damit ihre Strategien der Veränderung. Ein gemeinsames Bedürfnis aber zeigte sich klar. Alle waren neugierig, wollten mehr voneinander wissen, voneinander lernen. Weitere Tagungen und eine Plattform, ein Bulletin, wurden geplant, eine Kerngruppe arbeitete die Ideen aus.

«Bulletin der theologischen Frauen – Web- und Werkstatt»

So hiess unsere Plattform inspiriert von Mary Dalys Analysen weiblicher Wissensproduktion. Die Organisation der Redaktion war lose. Zur festen Gruppe kamen je nach Interesse am Thema Frauen dazu. Die Themen waren theologisch (Kirchenträume, Hexegese, Frauen und kirchliche Macht) und politisch (Frau und Gesamtverteidigung). Produziert wurde das rosa Blättchen auf dem Sekretariat des SKF (Schweiz. kath. Frauenbund), wo ich arbeitete. Unsere Adressverwaltung bestand aus rund 250 AbonnentInnenadressen in Monika Senns Karteikasten. Arbeitsweise und Organisation waren spontan, das Layout noch handgestrickt.

Die Idee von der Zeitschrift

Mitte 1984 hatten Doris, Silvia und Monika Hungerbühler eine Nummer der Zeitschrift «Offene Kirche» gestaltet. Ihre Begeisterung über die Möglichkeiten des Drucks und einer klaren Form überzeugte uns schnell: Wir wollten eine richtige Zeitschrift. Und wir wollten unsere eigene Zeitschrift. Deshalb lehnten wir das Angebot der Offenen Kirche ab, als Frauen-Redaktion vier der zwölf Nummern zu übernehmen. Die vielen positiven Reaktionen auf eine schriftliche Umfrage bei den Bulletin-EmpfängerInnen gaben uns den nötigen Mut.

FAMA nimmt Gestalt an

FAMA, Bulletin der theologischen Frauen-Web- und Werkstatt sollte unsere Zeitschrift heissen. Vier Nummern jährlich schienen uns machbar. Der Abopreis sollte bei ca. 400 AbonnentInnen Satz, Druck und Porto decken. Natürlich gab es bis zur Realisierung der ersten Nummer vom März 85 unzählige Details zu regeln: Suche nach der Druckerei, Abklärungen bei der Post, Umstellung der Adressverwaltung auf Computer, Redaktionsadresse und

Vereinsgründung. Das Layout übernahmen wir von der Offenen Kirche, unser Titellogo gestalteten wir mit nachbarschaftlicher Unterstützung durch eine Werbefrau selber. Die Organisation war einfach: Der Verein bestand aus der Redaktion. Wir trafen uns zu vier Redaktionssitzungen und einem Planungswochenende, legten die Themen fest und verbesserten laufend unsere Arbeitsorganisation. An den Redaktionssitzungen, jeweils an einem der Stubentische der Redaktionsfrauen, diskutierten wir die Nummern und wählten die Inhalte, Autorinnen und Bilder aus.

Differenzierung und Motivationen

Schnell hatten wir eine Form der Zusammenarbeit entwickelt, die sich während meiner FAMA-Zeit nicht grundsätzlich verändert hat. Die grossen Veränderungen fanden in unserer Gruppe und unserer Beziehung statt. Beim Start 1985 ähnelten sich bei aller biografischen Verschiedenheit unsere Kontexte, verband uns die kritische Nähe zum Arbeitsort Kirche. Später differenzierten sich die Arbeitskontexte und die Lebenserfahrungen aus, jede professionalisierte sich in ihrem Bereich. Gemeinsamkeit musste in sorgfältiger Auseinandersetzung mit diesen Differenzen erarbeitet werden. Zudem gingen uns die Themen unter die Haut, betrafen sie doch unsere theologischen und feministischen Überzeugungen. Die fachliche und persönliche Nähe machte uns verletzlich, und die Anerkennung der Kolleginnen stärkte uns – nicht nur für die FAMA-Arbeit.

Feiern

Nun ist FAMA 15 Jahre alt, zehn davon habe ich miterlebt, mitgeprägt und wurde selbst geprägt. Jede Redaktionssitzung war eine Weiterbildung in feministischer Theologie und im Zusammenspiel von Beziehungen und Organisation. 1990 feierten wir das 5-Jährige noch etwas zaghaft und mit verhaltenem Stolz. Eigenhändig «schmierten wir Brötli» und schlepten Stühle. Beim 10-Jährigen hatten wir schon mehr Übung. Wir liessen uns das Fest ausrichten und feierten selbstbewusst unser Projekt und unsere Arbeit. Nun warte ich gespannt auf das 15-Jährige, und ich bin stolz auf das Projekt FAMA, das noch immer auch ein wenig Meines ist, und auf die Frauen, die lustvoll, kompetent und beharrlich spannende Hefte produzieren.

Carmen Jud, Geschäftsleiterin des cfd, des einzigen feministischen Hilfswerks der Schweiz. FAMA-Redaktorin von 1985 – 1995.

«Ich wäre nicht die, die ich bin...»

Esther Hürlimann

4

Was ist mit den Frauen, die vor fünfzehn bis zwanzig Jahren an den Deutschschweizer Universitäten Theologie studiert haben? Wie haben sie die Anfänge der Feministischen Theologie damals erlebt? Wo hat sie sie hingeführt, und welche Rolle spielt sie heute in ihrem Leben? – Ein Gespräch mit drei Frauen, die damals dabei waren.

Barbara Ruch: 48, studierte von 1982 bis 1987 in Luzern katholische Theologie. Heute führt sie auf dem Ober-Axen zusammen mit ihrem Partner ein Bergrestaurant. Nebenbei ist sie mit einem 50%-Pensum Bildungsleiterin im Mattli in Morschach, wo sie das Programm gestaltet, Kurse konzipiert und selber anbietet. Zudem betätigt sie sich freiberuflich als Coach für Einzelne und Teams im Bereich Teamentwicklung und arbeitet in verschiedenen Frauenprojekten.

Regina Müller: 42, studierte bis 1987 in Fribourg und Paris katholische Theologie. Arbeitete zuerst als Pastoralassistentin und seit 1993 als katholische Pfarrerin (Gemeindeleiterin). Seit 1990 ist sie in Belp im Kanton Bern tätig.

Sigrun Holz: 38, studierte von 1981 bis 1988 evangelische Theologie in Tübingen, Zürich und Heidelberg. Lernete in Zürich ihren Mann kennen und blieb in der Schweiz. Von 1992 bis 1998 war sie Mitglied des St.Galler Kirchenrates (Exekutive der Kantonalkirche). Sie ist Mutter von zwei Kindern und arbeitet heute zu 70% als Pfarrerin in Engelburg SG, macht nebenbei eine Ausbildung zur Supervisorin.

Ihr habt Euch für die Theologie entschieden, eine Männerdomäne. Was lockte Euch an diesem Studium?

Sigrun: Als ich 1981 in Tübingen mit dem Studium der Theologie begann, platzte diese Fakultät aus allen Nähten. Wir waren 2500 Theologie-Studierende allein an der evangelischen Fakultät, und die katholische war ebenfalls gut bestückt. Das hatte einerseits damit zu tun, dass wir sehr starke Jahrgänge wa-

ren. Auf der anderen Seite hing das auch mit der Friedensbewegung zusammen. Das Theologiestudium verkörperte eine gesellschaftspolitische Haltung, die «in» war. Es war ein fruchtbarer Boden, wenn man sich politisch engagieren wollte. Ich machte in linken Grüppchen mit, später war ich auch in der Studierenden-Vertretung gegenüber dem Kirchenrat.

Ausserdem waren es biografische Gründe, weshalb mich ausgerechnet Theologie interessierte. Ich hatte schon in der kirchlichen Jugendarbeit mitgemacht. Dann haben mich auch meine Mutter und Grossmutter geprägt. Beide waren sehr starke Frauen und haben mich in meinem Bestreben gefördert, arbeiten zu wollen. Und ich dachte: wenn ich Pfarrerin werde, kann ich Familie und Beruf sehr gut unter einen Hut bringen.

Und wie kamst Du zur feministischen Theologie?

Sigrun: Es gab unter den Theologie-Studierenden damals einen relativ starken Zug von Tübingen nach Zürich. Dort stiess ich auf eine Frauengruppe, an der ich teilnahm. Für mich war das ein ganz neues Erlebnis: im Gegensatz zu Tübingen war in Zürich alles viel kleiner. Man bekam viel schneller ein Tutorat und konnte sich ganz anders einbringen. Das war eine ganz wichtige Erfahrung.

Barbara: Ich war bereits ausgebildete Katechetin und hatte berufsbegleitend die Akademie für Erwachsenenbildung gemacht. Für mich war die Motivation für das Theologiestudium, dass ich wissen und verstehen wollte. Ich las Dorothee Sölle und Johannes Baptist Metz, sozusagen die Eltern der politischen Theologie, was mich sehr interessierte, wobei ich nicht alles verstand. Ich wollte dahinter sehen, diese Texte verstehen, und ich hatte die Gelegenheit. Ich war damals bereits 30, ich war in Luzern und gab auf der Oberstufe Religionsunterricht. Ich hatte nicht ein spezielles Ziel, dass ich Theologin werden will, weil ich dann etwas mehr bin. Ich hatte ja bereits einen kirchlichen Beruf.

Was die feministische Theologie betrifft, so war ich damals aus heutiger Perspektive ziemlich naiv. Im Rahmen der Erwachsenenbildung musste ich mich mit feministischen Theorien auseinandersetzen – jedoch nicht, weil das einem persönlichen Wunsch von mir entsprach, sondern einfach weil das Thema in einer Gruppe war, in der ich mitmachte.

Ihr lacht, was ist daran lustig?

Regina: Weil der Ansporn von aussen kam und nicht aus einem inneren Bedürfnis. Aber dass es dann doch stimmte.

Barbara: Genau so war es: Am Anfang hatte ich durchaus Widerstand. Ich erin-

nere mich, als es in einer Ausbildungswoche hiess: Jetzt teilen wir uns auf. Männer und Frauen einen Tag lang unter sich. Das war für mich spanisch. Ich verstand das nicht. Ich dachte, wie langweilig mit diesen Frauen allein. Doch damit geriet etwas in Bewegung bei mir.

An den katholischen Fakultäten in der Schweiz habt Ihr vermutlich ganz andere strukturelle Bedingungen vorgefunden als Sigrun in Tübingen. Stimmt das?

Barbara: Was die Berufsaussichten betrifft: bestimmt. Aber was die universitären Strukturen anbelangt, waren die auf evangelischer Seite genauso patriarchal wie unsere Seite. Die Wissensproduktion war immer männlich – auf beiden Seiten. Ich nehme an, dass auch Du damals noch keine Professorin hättest...?

Sigrun: Professorin nicht, jedoch Assistentinnen. Zu meiner Zeit war es auch noch so, dass die Frauen nur einen Drittel der Studierenden ausmachten. Heute ist es Fifty-fifty.

Barbara: Anfangs der 80er Jahre waren in Luzern etwa ein Drittel der Studierenden Frauen, viele wie ich auf dem zweiten Bildungsweg und um die 30 Jahre alt, und wir fanden, dass wir uns zusammenschliessen müssen. Da wir in Luzern eine relativ kleine Fakultät sind, kannten wir einander alle. Das war ein Vorteil. Wir waren in Luzern wie eine Familie.

Etwa 1985 führten die verschiedenen Disziplinen der Fakultät miteinander eine interdisziplinäre Woche durch, an deren Vorbereitung ich beteiligt war. Wir forderten, dass das Thema Frau in der Kirche und Theologie einen Platz haben muss. Feministische Theologie durfte man damals noch nicht sagen, weil das bei der Fakultätsleitung nicht durchgekommen wäre. Wir sagten den zwei Professoren, die mit uns die Woche vorbereiteten: Von Montag bis Mittwoch dürfen sie mitbestimmen, und ab Donnerstag bestimmen wir selber. Das wurde ein Schlüsselerlebnis für uns und diese Fakultät, von dem sie heute noch reden.

Wir sahen dann auch, dass es nicht nur bei dieser einen schönen Woche bleiben darf. Wir wollten auch einen Lehrauftrag für feministische Theologie. Mindestens das musste heraus schauen. Und seit 1986 ist das so. Marga Bührig war die erste, die diesen Auftrag bekam. So kam das Ganze ins Rollen.

Ich war zudem in einer Frauengruppe, in der wir merkten: was wir uns an der Fakultät und an der Uni aneignen, muss auch an die Basis, zu den Frauen in den Pfarreien. Die Frage, wie wir das vermitteln, war auch spannend für uns. Das bewirkte, dass wir 1987 zum ersten Frauenkirchentag in Luzern einluden. Daraus entstand eine Bewegung. Ein



Jahr später gründeten wir den Verein Frauen und Kirche.

Du warst in Fribourg. Wie sah das dort aus?

Regina: Ich studierte ebenfalls anfangs der 80er Jahre Theologie mit dem Schwerpunkt Religionswissenschaft und im Nebenfach Sozialpsychologie. Das war etwa der Zeitpunkt, als es in Fribourg mit der feministischen Theologie begann. Dazu gekommen bin ich über die Befreiungstheologie. Es gab Vorlesungen über die Frau in der Bibel oder über Göttinnen-Vorstellungen in der Bibel und im altorientalischen Umfeld, die mich interessierten. Ich erinnere mich an ein Seminar zum Thema Macht und Ohnmacht, an dem ich teilnahm.

Dann hatten wir Vorreiterinnen, ältere Studentinnen, die den Bereich feministische Theologie kräftig zogen. Wir gründeten die Basisgruppe Theologie, die sich politisch engagierte. Wir hatten einen guten Zusammenhalt. Wir diskutierten kirchen- und universitätspolitische Themen und Frauenfragen. In Fribourg kannten sich alle. Und es gab zwei Lager: die offenen, Befreiungstheologie-Orientierten und die anderen, die mehr Wert legten auf die Fortsetzung der patriarchalen Tradition.

Und fand da auch ein Dialog statt?

Regina: Wir versuchten diese unterschiedlichen Positionen an Versammlungen auszudiskutieren. Das Ziel wäre

schon gewesen, dass man sich versteht. Aber man fand sich kaum. Es gibt Positionen, die man nicht zusammenbringt.

Was ist aus den Samen, an deren Saat Ihr Euch beteiligt habt, geworden? Welche Beziehung habt Ihr zu diesen Wurzeln?

Sigrun: Das sind ja zwei Fragen. Die Beziehung zu den Wurzeln: Ich wäre nicht die, die ich bin, wenn ich nicht in dieser «Szene» beheimatet gewesen wäre. Das war ein wesentlicher, tragender Teil, an Frauenkirchenfeste zu gehen, feministische Theologie zu betreiben, zu schauen, dass überall etwas zu Stande kommt. Diese Wurzeln trägt man mit sich herum.

Wie ich diese Erkenntnisse, die ich im Rahmen der feministischen Theologie machte, heute weitergebe? Bei meinen rund 20 Jahre jüngeren Konfirmandinnen machte ich beispielsweise die Erfahrung, dass viel über die Person läuft und weniger über Theorien. Es gibt junge Frauen, die beeindruckt sind von einer Pfarrerin, die auch noch eine Familie hat. Die einen sehen das und denken, das ist eine Lebensoption, das möchte ich auch einmal. Dann gibt es die anderen, die das total daneben finden und einen ablehnen als Frau: so möchte ich nicht werden. Mit denen ist man dann konfrontiert. So probiere ich das weiterzugeben.

Regina: Als ich mit den Kindern, die

ich unterrichtete, kürzlich eine Runde über das Gottesbild machte, bekam ich von einem zur Antwort: das ist ein Mann mit einem Bart. Da dachte ich: Oh, wir sind noch nicht viel weiter. Doch ich liess das stehen. Ich will ja auch jene ernst nehmen, die noch das Bild in sich tragen, das sie von zu Hause mitbringen.

In der Art, in der ich arbeite, ist es vielleicht nicht immer so sichtbar. Ich bekam letztthin von einer Mutter ein Echo, die sagte, sie habe das Gefühl, in der Pfarrei kämen die Frauen gut auf ihre Rechnung, bei den Männern wisse sie das nicht so. Das heisst, ich kann nicht alle Bedürfnisse abdecken.

Für mich sehr spannend ist es, zu vermitteln, dass die Bibel nicht ein Buch ist, das fertiggelesen ist, sondern darin immer wieder neue Aspekte und Facetten entdeckt werden können. Zum Beispiel, indem ich biblische Frauengestalten einmal ganz anders anschauete. Als inspirierend erlebe ich dabei auch eine internationale Bibelteile, die es in Bern seit fünf Jahren gibt: Daran beteiligen sich Frauen aus mehreren Nationen, die zusammen die Bibel in ihrer Sprache lesen und darüber sprechen. Dort bemerke ich, dass die Bibel, wenn es um die Erfahrung als Frau geht, an verschiedenen Orten auf ganz ähnliche Muster trifft.

Ich war auch bei der Gründung der Frauenkirche Bern dabei. Zweifellos war am Anfang mehr Power da als jetzt.

wo wir Mühe haben, genügend Frauen zu finden, die sich engagieren. Doch auch für mich wurde es während der letzten Jahre immer wichtiger, dass ich mich auf mein Pfarreigebiet konzentrieren kann und hier meine Energie hinein stecke. Ich bin noch in einer Frauengruppe, die jetzt seit fast acht Jahren zusammen ist. Auch dort ist etwas in Bewegung und geht weiter, das sicher jede an ihrem Arbeitsplatz ausstrahlt. In unserer Pfarrei habe ich bisher jedoch keine Frauengruppe auf die Beine gebracht.

Barbara: Mir kommt das Bild von den Grass-Roots. Überall sind Büschel. Unsere Bewegung wirkte nicht flächendeckend, sondern mal da und dort, auch im Verborgenen unter einem Stein oder so. In meine Seminare kommen beispielsweise viele ältere Frauen, die plötzlich merken, dass sie das etwas angeht. Ihnen gibt das noch einmal eine neue Perspektive in ihrem Leben, etwas Befreiendes. Das habe ich in letzter Zeit immer wieder mit Freude festgestellt. Dann muss ich sagen, es ist schon noch da. Es ist einfach nicht mehr so laut und nicht mehr so sichtbar.

Doch an der Fakultät herrscht nach meinem Gefühl im Moment Grabesruhe. Der Lehrauftrag in feministischer Theologie ist nicht ungefährdet.

Weil die Nachfrage nicht mehr da ist?

Barbara: Wegen der Nachfrage auf der einen Seite, aber auch, weil man sich

von oben die Frage stellt: Braucht es das überhaupt? Es war damals ja nicht unser Ziel, dass man jetzt einfach 14 Jahre nur Lehraufträge erteilt. Das kann ja auch zu einem Alibi werden. Wir hatten uns damals schon vorgestellt, dass das mehr in Bewegung bringt. Und ich weiss von Professorinnen, dass man mit allen Mitteln die Lehrstühle, die sie einst innehatten, auflösen will. So gesehen, kann man gar nicht optimistisch sein.

Sigrun: Das hat damit zu tun, dass die Posten generell enger werden. Professuren werden gestrichen, man sieht es auch in Zürich. Es ist gegenwärtig noch fast jeder Lehrstuhl doppelt besetzt, was der Fakultät bei den rückläufigen Studentenzahlen längerfristig wohl nicht mehr zugestanden wird.

Barbara: Das ist jedoch noch immer auch eine politische Frage. Es gibt Freiräume, aber nur so lange, bis sich wirklich etwas zu verändern beginnt und Strukturen ins Wanken geraten. Sobald dies der Fall ist, wird zurückgeschlagen. Professorinnen, die viele Studierende haben, die bei ihr dissertieren, erzeugen Neid, davon bin ich überzeugt. Die Frauen machen lassen, ist nett und gut für den Betrieb. Aber sobald es an die Substanz geht, wird nach meiner Erfahrung knallhart der Riegel geschoben.

Sigrun: Mich wundert es auch, dass nicht mehr Druck entsteht, wenn doch so viele Frauen Theologie studieren. Sind es wirklich einfach nur die Män-

ner, die für diese Entwicklung verantwortlich sind?

Barbara: Das Patriarchat hatte immer viele Sympathisantinnen. Es gibt immer Frauen, die in diesem System gut funktionieren und ihre Häppchen bekommen als Belohnung.

Was bedeutet das für die Frauenbewegung heute?

Barbara: Die feministische Bewegung entwickelte sich. In dieser Entwicklung sind wir an einem Punkt angelangt, bei dem wir lernen müssten, uns untereinander zu differenzieren und miteinander zu streiten. Was ich feststelle, ist eine mangelnde Auseinandersetzung unter den Frauen. Ob das der Grund ist, dass es keine Bewegung mehr gibt, weiss ich nicht. Gut, man kann sich fragen, warum kommen keine jungen Frauen nach, oder nur wenig.

Sigrun: Die gesellschaftliche Situation hat sich wirklich verändert. Wir leben heute in anderen Welten. Bei den jungen Leuten ist in den letzten Jahren der Kampf um die berufliche Zukunft stetig zunehmend. Diese dringenden materiellen Fragen bedrängen die Jungen immer mehr. Mir scheint, dass wir während dem Studium noch mehr Raum zum Spielen und zum Ausprobieren hatten, in Seminaren als Frauengruppe geschlossen auftreten konnten und unsere Kräfte ausprobierten. Könnte nicht das auch ein Grund sein?

Barbara: Diese Krise ist ja nicht nur in



dieser Bewegung festzustellen. Die ist in der politischen Bewegung genauso vorhanden. Und was die jüngeren Frauen betrifft: Ich bin noch klar kirchlich sozialisiert worden, wie ihr vermutlich auch. Aber Frauen, die zwanzig Jahre jünger sind als wir, die haben das mehrheitlich nicht mehr. Diese Auflehnung gegen diese Struktur kennen die teilweise gar nicht.

Regina: Ich stelle auch fest: Frauen und Männer identifizieren sich nicht mehr einfach so mit der Kirche. Wenn einem etwas nicht passt, geht man weiter. Bei jüngeren Berufskolleginnen habe ich schon gehört: Ich denke nicht, dass ich in diesem Beruf alt werde. Ich möchte noch etwas anderes machen. Sie nehmen die Theologieausbildung als Erfahrung, identifizieren sich aber nicht mehr so damit. Es ist ja eine allgemeine Erscheinung, auch in Sportvereinen. Musikvereinen ist nicht mehr dieses Engagement der Leute zu finden, die sich kontinuierlich über eine lange Zeit mit etwas befassen wollen. Vieles ist heute einfach kurzlebiger. Ob das gut ist oder nicht, weiss ich nicht. Es ist einfach anders.

Das ist auch bei der Spiritualität so. Ich kenne verschiedene, die in irgendeiner Gruppe mitmachen, auch nichtkirchlichen, doch nur so lange, wie sie sich entfalten können. Man gibt nicht Energie rein, um Strukturen zu verändern, von denen man zum Vornherein sieht, dass sie nicht gerecht und nur schwer veränderbar sind.

Was könnte man tun, um jüngeren Frauen dabei zu helfen, dass sie sich nicht nur den Strukturen anpassen, sondern auch ihren Visionen nachleben?

Barbara: Gehört denn das zu unserer Mission? Ich meine nicht. Warum schiebt man immer alles auf die jüngere Generation? Verbeissen wir uns nicht darauf, indem wir meinen, wir müssen die jungen Frauen unbedingt an denselben Ort bringen. Ich meine, es ist wichtig, dass wir unsere Sache machen und sie so machen, dass es sichtbar wird. Vielleicht sagen die jungen Frauen dann: Aha, man kann auch so reden, oder es gibt diese Frauen in der Bibel, ohne dass wir sie missionieren. Vielleicht ist dann der Frust etwas kleiner. Immerhin: in den Jugendverbänden wird heute viel gemacht. Zum Beispiel macht der Blauring Mädchenarbeit, wie es zu unseren Zeiten noch nicht der Fall war. Da passiert schon etwas. Aber auch dort kommen die Frauen nicht mehr in Scharen. Das ist ein Faktum.

Verbindliche Strukturen sind nicht mehr so gefragt. Hat das auch damit zu tun?

Sigrun: In dieser Zeit, in der wir uns nun engagieren, hat die Kirche an Anteil verloren und damit wohl auch die feministische Theologie. Andererseits gibt es

auch Freiheiten, die uns das Nachlassen der alten Strukturen ermöglicht. Doch die muss man zuerst wahrnehmen.

Ich erinnere mich an einen Gottesdienst, den ich mit einer Gruppe zur Eröffnung einer Aktion des Fastenopfers machte. Wir hatten eine lateinamerikanische Musikgruppe und stellten Texte aus der Bibel und lateinamerikanische Märchen gegeneinander, ohne Predigt und ohne alles. Und das war der ganze Gottesdienst. Das wäre früher nicht möglich gewesen.

Wo wünscht Ihr Euch, dass etwas von dem weitergeht, das ihr begonnen habt? Wo wäre noch Handlungsbedarf?

Sigrun: Wo ich denke, dass es noch etwas zu tun gibt, ist bei der Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Das ist eine der Hauptursachen, weshalb viele Frauen nicht mehr die Energie haben, sich zu engagieren. Dort ist noch lange nicht das letzte Wort gesprochen: Wie es möglich ist, beides unter einen Hut zu bringen, ohne stets mit schlechtem Gewissen durch die Welt zu gehen. Ich denke an Teilzeitstellen. An der Frage der Erwerbsarbeit kann sich noch manche Generation die Zähne ausbeissen. Das sollte weiterhin ein feministisches Anliegen bleiben.

Regina: Mich beschäftigt die Frage: Wer sagt, was feministische Theologie ist? Sind das auch die Frauen im Süden oder diktieren das wir als Frauen im Norden? Und da finde ich es wichtig, zu unterscheiden, wo ist Solidarisierung und wo Bevormundung.

Barbara: Ja genau, die Frage: wo wiederholen wir eigentlich das patriarchale System? Wir sind ja nicht befreit davon. Wir tragen das immer noch in uns. Wir Frauen vom Anfang, wir Pionierinnen müssten uns mit solchen Fragen auseinandersetzen. Oder auch selbstkritisch schauen, was reproduzieren wir in den eigenen Reihen, das wir nach aussen bekämpft haben. Das wünschte ich mir mehr. Dann kämen wir vielleicht ein Stück weiter. Also mehr bei uns schauen, statt einfach nur schauen, warum kommt niemand nach uns. Dieser Diskurs, diese Diskussion fehlt im Moment.

Regina: Es müsste auch in konkrete Handlungen übergehen. Nur darüber reden, ermüdet mich. Ich will wissen, was kann ich konkret verändern, auch wenn es nur etwas Kleines ist. Sonst fühle ich mich ohnmächtig.

Esther Hürlimann, 35, studierte Germanistik, Geschichte und Judaistik, arbeitet als freie Journalistin und Buchautorin und lebt in Zürich.

Es gibt sie!

Feministische Theologie an Schweizer Universitäten

Doris Strahm

Im Jahr 1985, dem Gründungsjahr der FAMA, fand an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Uni Bern der erste, reguläre feministisch-theologische Lehrauftrag in Form einer zweistündigen Semester-Vorlesung von Doris Strahm statt. Im Jahr darauf folgte die Theologische Hochschule in Luzern mit der Einrichtung eines Lehrauftrags für «Theologische Frauenforschung», der mit einer Vorlesung von Marga Bührig im SS 1986 eröffnet wurde, und im WS 1986/87 erhielt Elisabeth Gössmann an der Theologischen Fakultät der Uni Fribourg den ersten Lehrauftrag für feministische Theologie. 15 Jahre sind seit diesen Anfangs- und Aufbruchszeiten vergangen, und uns von der FAMA hat interessiert, was heute in Sachen «feministischer Theologie» an Schweizer Universitäten läuft, ob die Institutionalisierung feministischer Theologie vorangeschritten ist. Ich habe an verschiedenen Theologischen Fakultäten nachgefragt.

Universität Basel

Seit den 90er Jahren gibt es einmal im Jahr eine feministisch-theologische Lehrveranstaltung, die meist an Theologinnen von aussen vergeben wird und turnusmässig zwischen den einzelnen Fächern abwechselt. Die Mittel für die Lehraufträge stammen aus Fonds und müssen jedesmal wieder neu beantragt werden. Ab und zu bieten auch FachvertreterInnen eine Veranstaltung mit feministischen Themen an. Vor allem Christine Lienemann, Professorin für Missionswissenschaft und Ökumene, bezieht in ihre Arbeit auch feministisch-theologische Aspekte ein und unterstützt Frauen, die in ihrem Fachbereich feministisch-theologische Akzessarbeiten und Dissertationen schreiben möchten. Falls der geplante Lehrstuhl zu «Gender-Studies» an der Uni Basel eingerichtet wird, stärkt dies wohl auch die feministische Theologie.

Neben den offiziellen Angeboten gibt es seit vielen Jahren eine feministisch-theologische Lektüregruppe von Stu-



dentinnen, die sich immer wieder neu zusammensetzt und in der gemeinsam Bücher zur feministischen Theologie diskutiert werden. Wichtige Verdienste kommen dem «Verein bzw. Projekt Frauentheologie» zu, das ab Ende 80er Jahre Veranstaltungen zu feministisch-theologischen Themen organisiert hat, die für die StudentInnen und für eine breitere Öffentlichkeit gedacht waren. Als «Nahtstelle» zwischen Uni und Erwachsenenbildung bietet das «Projekt Frauentheologie» auch heute noch eigene Veranstaltungen an und sponsert feministisch-theologische Gastvorlesungen mit.

Universität Bern

Der 1985 erstmals vergebene und in den folgenden Jahren immer wieder neu beantragte Lehrauftrag «Feministische Theologie» existiert nicht mehr. Statt dessen gibt es inzwischen drei Professorinnen: Christine Janowski (Lehrstuhl für Systematische Theologie), Karenina Kollmar-Paulenz (Lehrstuhl für Religionswissenschaft) und Silvia Schroer (Lehrstuhl für Altes Testament und biblische Umwelt). Die Professorinnen, die bereits einen Viertel des Lehrkörpers ausmachen, beziehen in ihre Lehrveranstaltungen auch feministisch-theologische Aspekte ein und bieten Studentinnen die Möglichkeit, Akzess- und Doktorarbeiten zu feministischen Themen zu verfassen. Seit 1997 existiert ein universitärer Arbeitskreis zu «feministischen Genderfragen», eine Lektüre- und Kolloquiumsgruppe, geleitet von

Silvia Schroer und Christine Janowski. Ausserdem finden ab und zu Blockseminare sowie regelmässig Gastvorlesungen von feministischen Theologinnen statt. Für dieses Jahr ist zudem vom 2.–7. Juli ein Internationales Fachsymposium in Ascona zu «Feministischer Exegese und Befreiungshermeneutik» geplant, das von Silvia Schroer und Elisabeth Schüssler Fiorenza organisiert wurde.

Universität Fribourg

Der Ende 1986 eingerichtete feministisch-theologische Lehrauftrag ist institutionalisiert und wird jedes Semester vergeben. Neuerdings müssen alle Studierenden im Verlauf ihres Studiums eine dieser feministisch-theologischen Veranstaltungen besucht haben; ausserdem kann feministische Theologie als erstes Nebenfach gewählt werden beim Studium der Theologie im Hauptfach. Ab und zu finden zudem Gastvorlesungen von feministischen Theologinnen statt.

Seit ca. 15 Jahren gibt es das «Feministische Theologinnenforum». Es wurde von Studentinnen gegründet, um ihre Interessen zu vertreten und Einfluss auf die Uni- und Kirchenpolitik zu nehmen. Im Moment ist das Theologinnenforum im Fribourger Regionalkomitee des «Marche Mondiale des Femmes» vertreten und mischt sich ab und zu in die Unipolitik ein. Seit vielen Jahren organisiert es zudem die «La Roche-Woche». Anfänglich eine interdisziplinäre feministisch-theologische ist die

La Roche-Woche seit drei Jahren eine feministische Studienwoche, deren Themen von feministischer Ökonomiekritik über Geschlechterkonstruktion bis zu Lebensformen, Frauenbilder im Faschismus und Frauen in der Migration reichen.

Universitäre Hochschule Luzern

Der 1986 institutionalisierte Lehrauftrag «Theologische Frauenforschung» existiert noch immer und findet seit dem WS 88/89 als ständiger Lehrauftrag im Sommer- und im Wintersemester statt. Als reguläres Lehrangebot, das turnusgemäss alle Fächer berücksichtigt, können die Stunden des feministischen Lehrauftrags im jeweiligen Fachbereich, dem er zugehört, offiziell angerechnet werden; zudem können die Studierenden sich im Gebiet des Lehrauftrags prüfen lassen.

Von 1996 bis 1999 war der Lehrstuhl für Religionspädagogik durch Helga Kohler-Spiegel, eine feministische Theologin, besetzt. Als ihre Nachfolgerin wurde mit Monika Jakobs wieder eine feministische Theologin gewählt. Seit einigen Jahren besteht eine ständige Kommission für Frauenfragen, eine Art universitäre Gleichstellungskommission. Zur Zeit sind ausserdem Bestrebungen für eine Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung in Gang. Von Seiten der Studentinnen bestehen zur Zeit keine Aktivitäten, da schon vieles erreicht ist und selbstverständlich erscheint.

Universität Zürich

An der Uni Zürich gibt es keine feministisch-theologischen Lehraufträge. Ellen Stubbe, Professorin für praktische Theologie, bringt in ihren Veranstaltungen jedoch auch feministische Aspekte ein. Sporadisch gibt es Initiativen von Assistentinnen: so bieten z.B. in diesem Semester Trix Gretler und Annette Schellenberg ein Seminar zu feministischer Exegese an. Eine Theologinnengruppe trifft sich in unregelmässigen Abständen und organisiert ab und zu Veranstaltungen, wie z.B. FAM (Frauen am Mittag) – ein Mittagstisch für Theologiestudentinnen einmal im Monat, mitorganisiert von der kirchlichen Hochschularbeit.

Doris Strahm ist freischaffende feministische Theologin und Publizistin sowie FAMA-Redaktorin.

25 Jahre Feministische Theologie

Eine Chronologie anhand
von Werkstätten und Themen

Uta Knolle

Aus meiner Sicht ist feministische Theologie eine Bewegung, die sich aus vielen Quellen speist. Inzwischen ist ein so breiter Strom, mit so vielen Abflüssen und neuen Zuflüssen entstanden, dass eine Einzelne dies nicht übersehen kann. So werde ich mich auf meine persönlichen Eindrücke, Erinnerungen, Erfahrungen und Einsichten beschränken. Nach einer langen Familienphase, nach vielfältiger ehrenamtlicher Gemeindearbeit, nach Ausbildung und Tätigkeit in Telefonseelsorge, Ehe- und Lebensberatung, bekam ich die Chance, als Pastorin die Frauenarbeit in der damaligen Landeskirche Hamburg zu übernehmen. Ich legte das zweite theologische Examen ab und begann 1973 in «Haus der Frau» zu arbeiten.

Anfragen aus Frauen und Friedensbewegung

1974 findet eine Konsultation des Ökumenischen Rates der Kirchen in West-Berlin statt: «Sexismus in den 70er Jahren». Dazu Generalsekretär Philipp Potter: «Weder Männer noch Frauen werden wahrhaft menschlich, solange der Sexismus nicht erkannt und beseitigt wird. Sexismus ist ebenso wie Rassismus Sünde».

1975, im Internationalen Jahr der Frau, begegne ich Frauen aus der neuen Frauenbewegung und erlebe ihre Wut über Unterdrückung, Ausbeutung und Abwertung. Ihre radikalen Anfragen und bitteren Anklagen betreffen auch die christliche Religion und die Kirche als Ort patriarchalen Denkens, androzentrischer Tradition und frauenfeindlicher Strukturen. Selbst von der Frauenbewegung berührt, im Ringen um den eigenen Ort und die eigene Identität, beginnt für mich ein aufregender Prozess des Fragens, Entdeckens und Gestaltens.

1977/78 kommen mit dem Boykott-Beschluss der Evangelischen Frauenhilfe Deutschland (EFD) «Kauft keine Früchte aus Südafrika, baut nicht mit an der Mauer der Apartheid» und mit dem Engagement der Frauen in der Friedensbewegung neue brisante Themen und

Aktivitäten in meine Arbeit, die für mich unmittelbar mit dem zusammenhängen, was mir feministisch-theologisch wichtig ist.

Lebensblut und Todesblut

1979 organisieren Herta Leistner und Elisabeth Moltmann-Wendel in Wiesenseig eine Tagung zur Feministischen Theologie, aus der sich dann die Werkstätten der Evangelischen Akademie Bad Boll entwickelten. Die im Gespräch erarbeitete «lebendige Exegese-Hexegese» zur Heilung der blutflüssigen Frau trifft auf eigene schmerzliche Erfahrungen. Frauenblut kontrastiert mit dem Blut Jesu «für euch vergossen» – Lebensblut – Todesblut. Wir brechen ein Tabu, das heftige Auseinandersetzungen zur Folge hat.

Mit Mirjam durch das Schilfmeer

1981 findet in Hamburg der Evangelische Kirchentag statt. Das ist der Anlass für mich, Frauenbeteiligung und Frauenthemen einzufordern. Über die EFD, deren Präsidium ich angehöre, gelingt es, ein erstes Frauenforum mit einer neuen Form von Bibelarbeit zu veranstalten: «Mit Mirjam durchs Schilfmeer» von drei Frauen (Langer, Leistner, Moltmann-Wendel) bewegend und kreativ gestaltet. Eine anschließende Frauenwerkstatt steht unter dem Motto: «Frauen bewegen die Kirche».

Wichtige Frauen werden zu inspirierenden Leitbildern: die Prophetin Mirjam, die gekrümmte, sich aufrichtende Frau, die Samariterin am Brunnen. Welche Entdeckungen gibt es da, z.B. Vasti und Ester – zwei verschiedene Widerstandsformen von Frauen – waren sie nicht Vorläuferinnen von autonomer Frauenbewegung und Frauenaufbruch in den Kirchen?

Ein eigener Mensch werden

1980 erscheint «Ein eigener Mensch werden - Frauen um Jesus» von Elisabeth Moltmann-Wendel. Der Titel ist Programm: Frauen nehmen Abschied von der Rolle der Selbstaufopferung, von dem christlichen Idealbild der dienenden Frau. Durch die Identifikation mit biblischen Frauengestalten werden Veränderungen im Selbstbild angeregt. Methodisch werden vielfältige kreative Formen erprobt – Körper, Gefühl und Gedanken sind im Prozess solcher Schwestern-Exegese angesprochen.

Im Spiegel der Themen

1979 wählt das Nordelbische Frauenwerk zu seiner grossen Jahresarbeitstagung das Thema Feministische Theologie. Seitdem ist Feministische Theologie in der Frauenarbeit Nordelbiens das Thema, um das es viele Auseinandersetzungen gibt bis hin zu einer bischöflich angeordneten Visitation.

Seit 1982 gibt es auch in Nordelbien

Werkstätten Feministischer Theologie in der Verantwortung des Frauenwerkes. Die Themen zeigen, welche Fragen uns beschäftigen:

1982: Gottesbilder – Frauenbilder – Selbstbilder. Die Suche nach neuen Gottesbildern bleibt ein wichtiges Thema feministischer Theologie: Ich habe dieses Thema – diesmal beim Selbstbild einsetzend – beim Pastoralkolleg 1999 wieder aufgegriffen: Wie verändert ein neues Selbstbild Frauenbild und Gottesbild? 1983: Und eure Töchter werden weis-sagen. Es sind noch sehr vorsichtige Versuche, Sprache kritisch zu betrachten als Spiegelbild gesellschaftlicher Verhältnisse, von Rangordnungen und männlicher Definitionsmacht.

1984: Mit Eva fing es an – der Mythos vom Sündenfall und seine Folgen.

1985: Stark wie der Tod ist die Liebe; mit dem Lied der Lieder singen wir unsere Lieder von Kraft, Leben und Widerstand und bringen versteinerte Verhältnisse zum Tanzen.

1986: Feministische Theologie im Alltag. Dieses Thema holt uns auf den Boden der Arbeits- und Haushaltswelt mit allen ungelösten Problemen wie Doppel- und Dreifachbelastung, mit der Beziehung zwischen Berufs- und Familienfrauen...

1987: Weib und Drache; mit Offenbarung 12 greifen wir den Mythos der Himmelskönigin und ihrer Flucht auf, das Bild der alten Göttin, die den Sohn gebiert – Isis mit dem Horusknaben – Maria mit dem Kind – die Jungfrauen-symbolik, Mütterlichkeit – Magd des Herrn – was bedeutet uns Maria?

1988/89: Kreuz. Dieses Thema haben wir lange vor uns hergeschoben. Aus meiner Sicht ist uns diese Werkstatt am wenigsten gelungen: ein zu komplexes Thema im Zusammenhang mit Sünde und Erlösung, Opfertod als Sühne ein-fürallemal, die Preisgabe des Sohnes durch den Vater u.a.m.

1990: Sie ist die ganz andere – weibliche Identität und Gottesbild.

1991: Frauen zwischen Tabu und Begehren; mindestens seit der Veröffentlichung von Barz/Leistner/Wild: «Hättest du gedacht, dass wir so viele sind» 1987 ist die Diskussion um die Vielfalt der Liebe, um Lebensformen, mit neuer Brisanz auf dem Tisch.

1993: Alle schlafenden Frauen werden aufwachen – jetzt. Frauen – Widerstand(s) – Kultur.

Ich bin gut, ich bin ganz, ich bin schön

Ausgangspunkt bei unseren Erfahrungen um ein neues Selbstbewusstsein «Ich bin gut, ich bin ganz, ich bin schön» (Moltmann-Wendel) veranlasst die drei nordelbischen Bischöfe, in neun Thesen eine Stellungnahme zur Feministischen Theologie 1985 zu veröffentlichen. Sie behaupten darin, dass es eine besondere Gottesbeziehung der

Frau im Unterschied zum Mann nicht geben könne. Die Geschlechterdifferenz in ihrer soziokulturellen Bedingtheit wird schlicht geleugnet. Unser Konvent Evangelischer Theologinnen in Nordelbien (1980 als e.V. gegründet) erarbeitet Grundanliegen Feministischer Theologie, veröffentlicht in Nordelbische Stimmen 1/1986.

Brot statt Steine

Auf dem Kirchentag 1987 erlebe ich das Frauenrequiem von Jutta Voss in einer Kirche, eine Collage aus Bildern aus der «Zeit der Verzweiflung» mit Texten aus Protokollen – dem Hexenhammer u.a., der Passion Jesu, Arien und Chorälen aus der Johannes-Passion von Bach, die unheimlich zu den Bildern passen.

1988 erscheinen die beiden Bücher «Zu ihrem Gedächtnis – eine feministische Rekonstruktion der christlichen Ursprünge» und «Brot statt Steine» von Elisabeth Schüssler Fiorenza. Sich aus der patriarchalen, androzentrischen, von männlicher Definitionsmacht beherrschten Theologie und Glaubens-tradition zu lösen ist ein unglaublich anstrengender Prozess. Schüsslers Ausgangspunkt bei der Ekklesia der Frauen – also bei uns, unseren Erfahrungen, Aufbrüchen, Hoffnungen und Visionen für das Volk Gottes, ihre Beschreibung der Christinnen als Nachfolgegemeinschaft von Gleichgestellten, ihr hermeneutisches Konzept inspirieren uns. Haben wir das nicht schon seit Jahren betrieben, diese Hermeneutik der Befreiung mit dem Vierschritt, vorgestellt als Kreis, in dem es nicht um ein methodisches Nacheinander geht: Hermeneutik des Verdachts – der Erinnerung – der Neuschöpfung und – der Verkündigung.

Feministische Theologie mit kirchen-fernen Frauen

Seit 1983 arbeiten wir in der von autonomen Frauen organisierten Hamburger Frauenwoche mit. Unsere erste Veranstaltung «Frauen stehen auf und fangen an zu leben» findet ein überwältigendes Echo – es kommen 100 Frauen. Feministische Theologie in einem kirchen-fernen Rahmen zu vermitteln, begreifen wir als Herausforderung und Lernfeld. 1984 führen wir dieses Engagement weiter mit einer Reihe «Eva, Maria, Sophia und ich – auf der Suche nach einer weiblichen Spiritualität». Die Frauen-woche hat zum Motto «Frauen machen Politik». Unsere Spiritualität ist praxis-bezogen, immer haben wir auch einen Südafrika-Tisch dabei. Vier Frauen gestalteten diese Reihe – zwei Familien-frauen, eine Diakonin und ich als Theologin. Unsere Arbeitsweise hat viele kreative Elemente: Körperübung, Töne, Rollenspiel, Gespräch, Information, Literatur u.a.m.

Feministischer Antijudaismus

Mitte der 80er Jahre entbrennt eine heisse Auseinandersetzung um Antijudaismus in der feministischen Theologie. Setzen Frauen Jesus als den «Neuen Mann» (Hanna Wolff) gegen die Tradition des Judentums, ein Frauen-identifizierter Mann, der sich leuchtend abhebt? Und sehen Frauen in der Geschichte Israels die Vernichtung der Göttin und die Durchsetzung des Patriarchats? Wir laden Susanna Heschel, eine jüdische feministische Theologin aus Philadelphia ein. Sie referiert die lange Geschichte des Antijudaismus in der christlichen Theologie und auch bei feministischen Christinnen. Betroffenheit und Befangenheit bei uns, ist überhaupt ein Gespräch möglich? «Natürlich ist die jüdische Tradition weithin patriarchal und sexistisch, aber sie kann nicht als Negativfolie für den idealen Jesus benutzt werden». Der zweite Vorwurf richtet sich besonders gegen Gerda Weiler: «Ich verwerfe im Lande die Kriege – Das verborgene Matriarchat im Alten Testament», die ihr Buch daraufhin gründlich überarbeitet. Viel lernen wir von Judith Plaskow: «Und wieder stehen wir am Sinai». Wie setzen sich jüdische feministische Frauen mit ihrer Tradition auseinander, welches Gottesverständnis entwerfen sie, welche ethischen Fragen diskutieren sie?

Feministische Christologie

Wie gehen Frauen mit christologischen Dogmen um? Mary Dalys: «Jenseits von Gottvater, Sohn & Co» mit dem Verdikt der Christolatrie hallt nach. Carter Heyward: «Und sie rührte sein Kleid an» entwirft ein neues Jesusbild: Macht in Beziehung. Ganz anders Hildegunde Wöller: «Ein Traum von Christus – in der Seele geboren, im Geist erkannt». Sie erzählt von «Christus als einer mythischen Gestalt, als ein Bild für den Archetyp des Selbst und als Symbol einer künftigen Menschheit». 1991 erscheint in Fribourg/Luzern der Sammelband mit dem schönen Titel: «Vom Verlangen nach Heilwerden», herausgegeben von Doris Strahm und Regula Stöbel. In ihm werden kritische Anfragen und verschiedene Versuche einer Revision zusammengestellt. Es ist ein komplexes Thema und für Frauen, die als Pfarrerinnen arbeiten, eine existentielle Frage. Julie Hopkins plädiert in «Feministische Christologie – Wie Frauen heute von Jesus reden können» für eine pluralistische und kontextuelle Christologie.

Gottesdienst und Spiritualität

Wie findet feministische Theologie Gestalt im Gottesdienst, in der Arbeit der inzwischen zahlreichen Pfarrerinnen und Theologinnen? Seit 1995 bieten das Frauen-Studien- und Bildungszentrum und das Burckhardthaus in Gelnhausen

Langzeitfortbildungen in Feministischer Liturgie an.

Auch wir in Nordelbien laden 1996 zu einer Liturgie-Werkstatt ein: «In ihr leben, weben und sind wir». Es geht darum, Formen für unsere Spiritualität zu finden, Rituale für Lebenssituationen zu entwickeln. Kirchenjahr und Jahreskreis zu feiern, Politik und Spiritualität zu verbinden, ökofeministische Strategien zu erarbeiten.

1996 veranstaltet das Frauenwerk einen Frauenkirchentag: «...damit sie mit dir am Leben bleiben». Frauen entwickeln ökofeministische Visionen für unsere Welt 10 Jahre nach Tschernobyl mit R.R. Ruether als Referentin.

1998 «Wir Frauen und das Herrenmahl» – angeregt durch die gleichlautende Schrift der Würtembergerinnen greifen wir dies kirchlich hochbesetzte Thema auf.

Weltweite Perspektiven

Aus meiner Sicht werden Themen aus zwei Bereichen immer wichtiger. Der eine ist die weltweite Vernetzung von Frauen und die Wahrnehmung von Frauenaufbruch in Asien, Nord- und Südamerika, Afrika. Befreiende Perspektiven und religiöse Traditionen sehen ganz verschieden aus in den Ländern und Regionen dieser Erde. Eindrucksvoll dargestellt durch die Koreanerin Chung Hyun Kyung in ihrem Ritual und Referat «Komm Heiliger Geist – erneuere die ganze Schöpfung» auf der ÖRK-Vollversammlung in Canberra 1991.

Leibhaftig glauben

Der andere Bereich ist der Zusammenhang von feministischer Theologie mit Körper und Leiblichkeit. Das Nordelbische Frauenwerk veranstaltete 1998 einen Frauenkongress: «Entzünde alle Lebensfunken – Frauen entwerfen neue Gesundheitsperspektiven».

Ich bin eine Praxis-Frau, bis heute engagiert in der Frauen-Bildungsarbeit. Für mich, für uns war von Beginn an die Ganzheit der Person Leib, Seele und Geist wichtig – Erfahrungen im Tanz, Erkenntnis im Spiel, Ausdruck von Spiritualität in Gesten und Gestaltung. Feministische Theologie ist leibliche Theologie, und sie ereignet sich im Miteinander, in der Erfahrung von «affidamento», von Solidarität und Wertschätzung bei aller Verschiedenheit.

Uta Knolle (Jg. 1926) war bis 1988 als Theologin beim Frauenwerk Alt-Hamburg und lebt seitdem im Ruhestand. Sie wurde im vergangenen Mai beim Frauenkongress in Hamburg stellvertretend für die Mütter der Feministischen Theologie und kirchlichen Frauenbewegung geehrt.

Das F-Wort

Silvia Strahm Bernet

Wer es benutzt, ist selber schuld. Natürlich nur, wer es nicht mit Spott und Hohn würzt, als Schlagstock verwendet, einer anderen ins Gesicht klatscht und ordentlich deutlich macht, wie peinlich es wäre, mit so etwas Unappetitlichem in Verbindung gebracht zu werden.

Verspricht die alte Bedeutung des Wortes viel fun, so ist in seiner neueren Bedeutung no fun absolut garantiert, denn es ist geradezu auf Spassverderben programmiert. Während fuck and fun sich noch halbwegs reimen, so versagt das unsägliche Wort «Feminismus» in den Kategorien Sprachmelodie und Glücksverträglichkeit.

Der Feminismus gehört zwar zu den Heilmitteln, verspricht Schmerzlinderungen aller Art, aber zu den Risiken und Nebenwirkungen täte man besser daran, die Packungsbeilage zu lesen oder seinen Arzt oder Apotheker zu fragen. *(Befindet man sich gerade auf dem Weg nach oben, könnte der im Feminismus enthaltene Wirkstoff Parafemizin zu unangenehmen Nebenwirkungen führen wie Schlaflosigkeit, Des-*

orientierung, übersteigerte Sensibilität, Appetitverlust, Magenschmerzen, Verfolgungswahn und in schlimmen Fällen gar Stellenverlust.)

Bloss, dass es keine warnenden Packungsbeilagen gibt und keine richtige Dosierung, die jenes Symptom heilt, das Gerechtigkeitsinn heisst und jeden Arzt und jede Apothekerin überfordert, weil dieses Übel nicht organischer Natur ist.

Überdies herrscht auch Verwirrung darüber, ob es sich beim Feminismus um ein Heilmittel, eine geistige Erkrankung oder um einen jener Bewusstseinszustände handelt, der sich in einer unangepasst wachen Wahrnehmung von nicht legitimen Machtverhältnissen, von unlauteren Arrangements mit Unrechtssituationen und Privilegienwirtschaft und von weitverbreitetem Mangel an Phantasie äussert.

Am wahrscheinlichsten scheint es, dass es sich beim Feminismus um eine typische Frauenkrankheit handelt. In diesem Fall muss eingestanden werden, dass es für die damit Infizierten lange kaum wirklich Aussicht auf Heilung gab, da sowohl Schul- als auch Alternativmedizin mehr oder weniger machtlos blieben. Selbst Selbsthilfegruppen schienen nicht viel ausrichten zu können, sondern, im Gegenteil, das Problem eher noch zu verschärfen. Hoffen konnte man allenfalls auf den Faktor Zeit und auf jene Fülle von Frauenzeitschriften und Ratgebern, die die Frauen zwar nicht ganz vor Feminismusinfektionen bewahren konnten, aber ihnen zumindest mit kosmetischen und modischen Tipps zur Seite standen, damit sie, krank hin oder her, wenigstens gut aussahen.

Aber malen wir nicht zu schwarz: es gibt im Kampf gegen diese perfide, weil

nicht immer als Krankheit erkennbare Störung auch Erfolge zu verzeichnen. Was bisher am besten funktioniert hat ist: Dämpfen der Symptome durch kleinere positive Veränderungen im Umfeld der Patientinnen, konzentriertes Zuhören und gelegentliches Nicken, damit die Patientinnen spüren, man nimmt sie ernst (*gelingt das, braucht es eigentlich nicht viel mehr*).

Gute Erfahrungen wurden auch gemacht mit der schrittweisen Hinführung zu der Einsicht, dass die Krankheit eigentlich eine «eingebildete» ist und weniger mit der Realität als vielmehr mit narzisstischen Kränkungen, Versagensängsten und Überforderung zu tun hat. Es hat sich überdies gezeigt, dass die grössten Heilungserfolge, so eigenartig das auch klingen mag, durch Erfolg selbst zu erzielen sind. Geld, Karriere, Erfolg, das ist inzwischen ein Gemeinplatz, machen gesund! Nicht nur gesund, sondern auch sexy! Was will frau mehr? Gerade bei jungen Frauen ist diese Methode der absolute Hit. Feminismuserkrankungen treten entweder gar nicht mehr auf (*sie sind überdies, wie neuere Forschungsergebnisse belegen, zum Glück nicht vererbbar!*) oder sie verschwinden bei gelungenen Karriereschritten meist innert kürzester Zeit ganz von selbst.

Ein grosses Aufatmen geht durch die Lande: Nie mehr Feminismuskussionen, Genderdebatten, Sprachkritik, Quotenabstimmungen und Frauenförderungspostulate, Schluss mit Opferpower, Lamentieren und Abschieben von Verantwortung auf Männer, fehlende Strukturen, gläserne Decken, Frauenverachtung und tausendfache Benachteiligungen – die Frauen sind inzwischen immun gegen die Krankheit Feminismus. Sie sind gesund, stark, autonom, sie schaffen alles aus eigener Kraft und wenn nicht, sind sie selber schuld. Die Türen stehen sperrangelweit offen, die Männerarme sowieso, und die sexy erfolgreichen Frauen brauchen nicht mal nett zu sein, nur tough, und sie dürfen alles sagen, sogar fuck, nur jenes andere kleine F-Wort vermeiden sie, wenn sie klug sind, besser nach wie vor, denn es erinnert an jenen Kampfgeist, der mit MEHR nicht in erster Linie Geld und Güter meinte, sondern ganz altmodische Dinge wie Gerechtigkeit, Respekt, allerlei Umverteilungen und Zugang zu Entscheidungsmacht. Krank, oder?

Silvia Strahm Bernet ist freischaffende Theologin, Mitarbeiterin auf der Frauenkirchenstelle Luzern und FAMA-Redaktorin.



Die FAMA hat drei feministische Theologinnen, die seit vielen Jahren in der gemeindlichen Praxis stehen, angefragt, ob sie in einem Gespräch verschiedene Bereiche ihrer Arbeit in der Gemeinde bzw. Pfarrei für uns beschreiben und reflektieren könnten:

Elisabeth Hischier (EH), seit 18 Jahren in Birsfelden/BL als kath. Theologin tätig (im Moment zu 40%), seit kurzem zudem Spitalseelsorgerin in Liestal (40%), zusätzlich kantonale Aufgaben.

Rosmarie Brunner (RB), seit 15 Jahren Pfarrerin in Liestal/BL, bis im Oktober 1998 100%, jetzt zu 50%.

Clara Moser Brassel (CM), seit 16 Jahren Pfarrerin in Pratteln/BL, 7 Jahre 100%, seit Kinder da sind 50%.

Eine Auswahl aus dem Gespräch getroffen hat Monika Hungerbühler

Arbeit und Lebensqualität

RB: Ich bin im Moment mit meinen 50% sehr zufrieden. Ich habe mir überlegt, ob das damit zusammenhängt, dass wir Frauen deutlicher spüren, dass es nicht gut ist, wenn das Privatleben einfach so «am Rand klebt», also einfach ein zusätzlicher Programmpunkt ist, den man abhakt, z.B. der Besuch bei einer Freundin, oder wenn die Kinder kommen und eigentlich nur lästig sind. Ich möchte mehr Zeit und Ruhe für mein Privatleben haben und auch meine Arbeit aus dieser Ruhe heraus tun können. Nicht wie meine Kollegen, die von einem zum anderen rennen, die so «very important» zu spät kommen und zu früh wieder gehen... Das finde ich total schlimm. Was geben die für ein Bild von Gott weiter? Das redet ja Bände. Bei Besuchen, wo die Leute etwas von mir wollen, z.B. bei einer Taufe, Hochzeit oder Beerdigung, nehme ich mir sehr viel Zeit, da kommt mein Menschen- und Gottesbild hinein: ich will die Menschen ernstnehmen, achten, wertschätzen.

CM: 50% arbeiten heisst für mich: Leben. Als ich 100% gearbeitet habe, habe ich oft die Grenze der körperlichen Er-

schöpfung gespürt. Jetzt merke ich, dass ich bei 50% Erwerbsarbeit als Pfarrerin die verschiedenen Rollen meines Lebens – Mutter, Ehefrau, Pfarrerin, Privatfrau – besser im Ausgleich halten kann. Ich habe mehr Lebensqualität! Du, Rosmarie, hast vorhin vom Gottesbild gesprochen. Ich rede von meinem Menschenbild als fem. Theologin. Das geht nämlich dahin, dass ich jedem Menschen zugestehen möchte, dass er/sie sich entfalten kann, weil ich davon überzeugt bin, dass in jedem Menschen ein Funke von Gott liegt, und den gilt es zu entdecken, z.B. in der Seelsorge. Diesen Funken möchte ich wachsen lassen bzw. meine Begleitung anbieten, dass er wachsen kann. Die Gesellschaft oder die Umstände oder Verletzungen be/verhindern dieses Wachsen häufig. Das hat einen grossen Einfluss auf die Art, wie ich Seelsorge verstehe.

Geh-Hin-Seelsorge

CM: Ich gehe häufig zu Besuchen ins Spital, oder wenn ich auf der Strasse jemandem begegne, dann habe ich Zeit, nehme mir Zeit.

RB: Genau, ich sage dem «Coop-Seelsorge». In der Regel nehme ich mir viel Zeit fürs Einkaufen, weil ich da Zeit haben möchte für unvorhergesehene Kontakte und Gespräche.

CM: Früher hat der Herr Pfarrer in seinem Stübchen studiert und die Frau ist einkaufen gegangen. Wir Pfarrerrinnen leben unseren Alltag an beiden Orten: im Studierzimmer und im Coop oder auch noch im Kindergarten und in der Schule. Gerade im Dorf werde ich oft als Pfarrerin angesprochen. Dieses ganz andere PfarrerInnenbild, diese Vermischung der Rollen schafft neue Begegnungsmöglichkeiten und einen natürlicheren Zugang zu den Menschen.

RB: Ich kenne viele Menschen, die mir nie wegen eines Problems telefonieren würden, aber wenn wir zusammen an der Kasse stehen, dann kommt es raus, dann ist es nicht künstlich, sondern normal.

EH: Diese Form der Seelsorge als «Geh-hin-Seelsorge» ist mir in letzter Zeit ganz besonders wichtig geworden. Wir müssen zu Menschen hingehen und nicht warten und traurig sein, dass niemand in die Kirche kommt. Mein Hauptanliegen ist mehr denn je, zu den Leuten hinzugehen, wo sie leben und sind. Ich meine jetzt nicht unbedingt die traditionellen Hausbesuche, wo der Herr Pfarrer den Leuten seine Aufwartung macht, sondern da, wo es stimmt, z.B. ins Restaurant sitzen, an die Fasnacht, an Dorfanlässe gehen usw.

Sprache im Gottesdienst

RB: Für mich ist es selbstverständlich, dass ich eine inklusive Sprache benutze und dass ich Männer und Frauen benen-

ne. Oder ich sage statt Konfirmandinnen und Konfirmanden «Könfis». Ich benutze eine poetische, bilderreiche Sprache. Ich lasse Gedichte im Gottesdienst einfließen.

CM: Mir ist wichtig, nicht hierarchisch zu sprechen. Ich möchte nicht den Eindruck vermitteln: ich weiss es, und die anderen wissen es nicht, sondern ich sage es so, wie ich es sehe, aber die anderen haben das Recht auf ihre eigene Meinung.

RB: Ich predige auch nicht mehr von der Kanzel, weil es von oben einen anderen Sinn gibt als von unten.

EH: Im Gottesdienst ist mir wichtig, dass möglichst wenig «Herr» gesagt wird. Leider ist im neuen Kirchengesangbuch in fast jedem Lied wieder «der Herr» drin. Wir haben deswegen ein Jahr lang gezögert, das neue Kirchengesangbuch einzuführen. Gerade der Gottesdienst ist ein Ort, wo sehr vieles unbewusst wirkt und deshalb muss man umso sorgfältiger die Worte wählen.

CM: Genauso ist es mit den herkömmlichen Liturgie-Büchern. Ich kann sie fast nicht mehr benutzen, weil in ihnen eine Sprache benutzt wird, die nicht stimmt. Insbesondere die ganze allmächtige Herrschaftstheologie, die Schuld- und Opfertheologie, da muss man alles umschreiben. Deshalb ist mir der Austausch mit Theologinnen sehr wichtig. Z.B. die Taufformel, die ich von Dir, Rosmarie, bekommen habe. «Ich tauf Di ufe Name vo Gott, wo Liebi isch, ufe Name vo Jesus, wo die Liebi vorgläbt het und ufe Name vom Heilige Geist, wo is Kraft und Muet git, die Liebi im Alltag z'läbe.»

RB: Ja, in dieser Taufformel ist das Trinitarische drin, aber neu gefüllt, mit anderen Zusätzen, Bildern.

EH: Ja, ich finde gerade in diesen Formeln ist es wichtig, dass alte Bilder aufgebrochen werden.

Neue Gottesbilder, neue Formulierungen

RB: Mir sind die anderen, ungewohnten Bilder, aber auch die neuen Formulierungen wichtig. Ich sage z.B. «Gott findet statt, Gott passiert». Gott ereignet sich in Begegnungen, findet auch einen Ort. Das sind Wortspiele, Bilderspiele. Das sind Hilfen, um nicht festzufahren.

CM: Fallen Dir diese Bilder einfach ein? Oder wo findest Du sie? Ich empfinde es als sehr viel Arbeit und sehr intensiv, jedes Gebet, jede Formulierung so zu gestalten, dass sie stimmt. Manchmal fühle ich mich auch leer und brauche Anregungen, z.B. aus Büchern.

RB: Bei mir ist es so, dass ich viel länger hätte, wenn ich in Büchern suchen müsste.

EH: Ich verwende nicht mehr so viel Zeit auf die Vorbereitung von Gottesdiensten wie früher. Wichtig ist für

mich, dass die Formulierungen für mich stimmen.

CM: Kürzlich habe ich von einer Theologin eine Dankeskarte erhalten: die oben erwähnte Taufformel, ein Segen und ein von mir in der Predigt benutztes Gottesbild – «Gott als Wurzel» – hätten ihr gefallen. Sie reagierte auf meine andere Sprache und dankte mir für dieses Geschenk. Der Hunger unter Pfarrerinnen nach einer anderen Sprache ist da. Es wäre doch hilfreich, einander z.B. via Internet solche Wort/Bild-Geschenke zu machen. Meine Idee ist, via IG feministische Theologinnen eine Regionalgruppe Basel zu gründen, die z.B. gemeinsam Vorträge hört und dann darüber diskutiert, Weiterbildungen besucht, Texte und Erfahrungen austauscht...

Zur Mündigkeit ermutigen

CM: Ich habe gemerkt, dass man z.B. in Bibelgruppen innert kürzester Zeit zu den Kernfragen des Lebens kommt. Wenn sich hier jemand zu äussern wagt, stärkt dies das Selbstvertrauen ungemein. Auch beim Lesekreis ist das so. Solche Gruppen sind gerade für Frauen ein Ort, wo sie sich stärken können und oft anschliessend rausgehen, sich engagieren, z.B. in einem Drittweltladen, in der Kirchgemeinde oder wieder in den Beruf einsteigen. Sie spüren: «Ich habe eine Meinung, ich bin jemand, ich kann etwas». Das ist wieder das Menschenbild, das ich schon erwähnt habe: den Funken Gottes so wecken, dass er leben kann und untereinander weitergegeben werden kann.

RB: Ich biete seit drei Jahren Frauenferien an. Es ist verblüffend, wie viele der Frauen, die in diese Ferien kommen, anschliessend etwas in ihrem Leben verändern, z.B. ihre Beziehungen, ihre Familienstrukturen, festgefahrene Rollen. Sie erproben ein Stück Selbständigkeit.

EH: Ich finde, das hat mit einer Grundhaltung zu tun, die wir Frauen in der pastoralen Arbeit besser verkörpern können. Wir binden die Menschen nicht an Leute, sondern ermutigen sie zur Mündigkeit, arbeiten so, dass es uns nicht mehr braucht.

Sünde, Erlösung

RB: Mich ärgert es, dass Sünde immer mit Sexualität verknüpft wird und nicht mit Umweltverschmutzung, Krieg, Missachtung der Menschenwürde. Diese Sünde müssen wir benennen.

EH: Ja, strukturelle Sünde! Ich kann Sünde sowieso nicht nur individuell verstehen.

CM: Also im (Pfarr-)Alltag benutze ich das Wort Sünde nie, auch nicht in der Liturgie.

RB: Ich rede manchmal davon, dass man nicht leben kann, ohne schuldig zu werden, an dir selbst, an anderen, dass das zum Menschsein gehört.

EH: Wenn ich Sünde höre, dann kommt mir der wichtige Begriff ‚Entfremdung‘ in den Sinn, also das nicht leben können, was man eigentlich könnte. Aber das möchte ich nicht moralisch verstanden wissen. ‚Erlösung‘ kann ich auch nicht sagen. Ich spreche von ‚Befreiung‘. ‚Erlösung‘ schmeckt nach Dogmatik. «Jesus hat uns erlöst von unseren Sünden» – das kann ich nicht sagen, ich kann es auch nicht hören, ich sage ‚Befreiung‘!

RB: Was ich wichtig finde, ist, z.B. in diesen Frauenferien, mit den Frauen Lösungen zu finden, wie sie aus etwas herausfinden, das sie bedrückt, wo sie eingeengt, entfremdet, nicht mit sich selbst im Lot oder eben sündig leben. Solche Wege können Lösungen andeuten, die auch eine Art Erlösung darstellen.

Eigene Spiritualität

CM: Mir ist die Frage nach der Seelsorge an mir selbst sehr wichtig geworden. Ich merke bei meinen KollegInnen, die aus Überlastung aus ihrem Beruf aussteigen wollen oder psychosomatische Erkrankungen haben, dass mich das sehr nachdenklich macht. Das bedeutet für mich, dass ich sehr gut für mich sorgen will. Ich bin sehr gern Pfarrerin und möchte es gern noch bleiben. Wenn ich ausgepumpt bin, tue ich meiner Gemeinde keinen Gefallen. Die Gemeinde will mich gesund und ausgeglichen, und auch ich will mich so und meine Familie will mich so. Ich muss mein eigenes Gleichgewicht genauso achten wie das der anderen. Die Theologengruppe, die Frauengruppe, das Baden im warmen Wasser in Rheinfelden, Freundinnen usw. helfen mir dabei. Ich brauche das einfach manchmal, damit ich auftanken kann.

RB: Mein Freundeskreis ist mir sehr wichtig, d.h. die nicht kirchlich eingebundenen Leute. Auch meine Therapie hilft mir, dass ich mich selbst möglichst ehrlich anschauen lerne und beachte, wo meine Stärken, meine heiklen Punkte sind und dass ich mein Amt nicht missbrauche. Andere Menschen schauen nicht für dich und die Gemeinde schon gar nicht. Kollegen von mir sagen oft: «Ich kann halt nicht nein sagen». Aber das stimmt doch nicht! Man sagt immer irgendwo nein, entweder zu sich selbst oder zur Familie oder zum Körper oder zur Seele oder zu den Freunden. Ich bin es mir selbst, aber auch der Gemeinde schuldig, dass ich mir ein Umfeld schaffe, wo es mir wohl ist.

EH: Ich arbeite im Moment zwar sehr viel, aber mir ist meine eigene Spiritualität auch sehr wichtig. Ich lebe als Single, aber verbunden in einer guten Nachbarschaft mit Freunden. Ich höre oft Musik, fahre Velo, gehe wandern oder mache einfach nichts. So erhole ich mich.

CM: Ich finde es so toll, dass ich immer noch Freude habe an meinem Beruf – nach so langer Zeit. Ich habe mich so verändert in meinem Beruf, ich bin überhaupt nicht mehr dieselbe wie vor 15 Jahren.

RB: Spiritualität beinhaltet für mich nichts Regelmässiges. Ich habe eine Zeit lang versucht, morgens eine halbe Stunde zu sitzen und zu schweigen, aber ich habe bald wieder damit aufgehört. Dafür habe ich aber einen sehr feinen Sinn dafür, wenn eine Situation, eine Wirklichkeit durchsichtig wird auf etwas anderes hin. Das sehe, das rieche ich. Ich kann das auch benennen und formuliere es z.B. in einem Gottesdienst.

CM: Wenn ich Velo fahre, kann ich richtig Energie tanken und Kraftmomente in mich hineinsaugen. Das sind alltagsbezogene spirituelle Handlungen. Solche Momente sind nicht planbar.

RB: Ich habe jemanden kennengelernt, der von sich sagt, er schaue jeden Tag dafür, dass er einen Moment erlebt, wo er zufrieden ist. Das finde ich so schön! Das erscheint mir wie ein Geheimnis.

EH: Es hilft einem auch, offen zu sein für solche Momente. Ich merke nämlich, wenn ich im Stress bin, dann realisiere ich solche Momente gar nicht mehr. Dieses Geheimnis ist wirklich schön, sich jeden Tag etwas Gutes zu tun.

Alter = Runzeln + Ansprüche

CM: Als ich kürzlich wieder einmal an der Uni unter Studierenden war, spürte ich meine Lebenserfahrung und sagte: «Ich habe Runzeln und Ansprüche!» Mein Älterwerden hat eben auch Ansprüche wachsen lassen: an Situationen, an Menschen, ans Leben.

EH: Das hat mit wachsendem Selbstbewusstsein zu tun: hier bin ich, hier stehe ich, das will ich und das will ich nicht.

RB: Für *mich* ist beides wichtig! Ich finde auch das Wahrnehmen der Runzeln wichtig.

EH: Runzeln finde ich übrigens auch schön!

CM: In der Reklame wird einem doch gesagt, dass Runzeln nur ein Zeichen sind von Vergänglichkeit und Altern. Plötzlich aber bekommt das eine Qualität.

RB: Mir ist wichtig, den üblichen Deutungen ein gewisses Misstrauen entgegenzubringen und das Ganze von einer anderen Seite her nochmals anzusehen. Also nicht einfach Faltencreme zu kaufen, sondern eben die Falten und Runzeln von einer anderen Seite her anzusehen. Ich finde, die machen mich auch attraktiver. (Alle lachen)

Weil nichts bleibt, wie es war...

Feministische Theologie in der Religionspädagogik

Helga Kohler-Spiegel

14

*Wünsch dir was
sagte die gute Fee*

*Alt und weise
möchte ich werden
und unerschrocken.
Eine eigensinnige Alte
mit silbernen Haaren
ohne Strümpfe
in lila Sandalen.
Und Lachfalten
möchte ich haben.
Ganz viele.*

Anne Steinwart

Es stimmt, nur Wünschen hilft nicht. Und doch: wo wären wir ohne die Sehnsucht nach einem Leben, das uns Lachfalten macht... Ich bin beim Heute, und dabei, was alles in Bewegung kam. Ich weiss mich seit meiner Studienzeit der feministischen und geschlechterbewussten Theologie zugehörig, aus der Sehnsucht und der Erfahrung: «Unerschrocken möchte ich werden, und Lachfalten möchte ich haben. Ganz viele.»

Geschlechterbewusst

Eine 17-jährige formuliert: «Es ist doch alles so leicht. Doch was fang ich an mit dieser wiedergewonnenen Freiheit, rotzfrech, süß und unglaublich sexy sein zu dürfen, wenn ich mir, ich gebe es offen zu, für den Heimweg aus der Disco Jeans, T-Shirt und schnelle Schuhe wünsche?»¹ Die neuen Mädchen- und Frauenbilder, die Selbständigkeit und Eigenwilligkeit betonen, eröffnen einen neuen Zwiespalt mit kaum zu erfüllenden Ansprüchen. Mädchen und Frauen haben problemlos, stark, erfolgreich und schön zu sein, zumindest sexy, sie sollen ihre beruflichen Wünsche realisieren und zugleich beziehungsfähig und sozial sein... Das Private ist wieder privat, es scheint nur mehr an der einzelnen Frau zu liegen, ob sie es schafft, zu den Gewinnerinnen zu gehören.

Die «Normalität» von individueller und struktureller Benachteiligung von Frau-

en verschleiert die Dramatik: «Die Gewohnheit nimmt ihnen [den Benachteiligungen] – anscheinend – die Gewalt.»² «Feministisch» steht hier für eine erneuerte, geschlechtergerechte kirchliche Praxis und für eine geschlechterbewusste religiöse Erziehung. Dass dies bis heute visionär ist, muss ich nicht betonen.

Geschlecht ist konstruiert – auch in der Theologie

Das Geschlecht wird häufig als etwas Eindeutiges und von Geburt an Irreversibles verstanden, bei der Geburt wird bereits festgeschrieben: Es ist ein Mädchen! Es ist ein Junge! Verhaltensweisen und Verhaltensdeutungen werden ständig von der Geschlechtszugehörigkeit bestimmt. Wir leben in einem – wie Carol Hagemann-White es nennt – «kulturellen System der Zweigeschlechtlichkeit». Im Verhältnis der Geschlechter ist nicht einfach von der formalen Gleichstellung von Männern und Frauen auszugehen, sondern Gleichheit und Differenz werden dialektisch verstanden, die Gleichheit der Geschlechter ist nicht ohne Akzeptanz der Differenz realisierbar. Differenz braucht als Basis die rechtliche Gleichheit. Männer und Frauen haben, so verstanden, gleiche Rechte, sind aber in ihren Lebensweisen so vielfältig wie Menschen sein können. Im Dekonstruktivismus wird die Zweigeschlechtlichkeit als Konstrukt entlarvt. Die Forderung nach Aufhebung geschlechterspezifischer Zuschreibungen bedeutet aber nicht zugleich die Aufhebung der politischen Kategorie «Frau», denn kollektive Identitätsbildung braucht einen Begriff.

Auch die kirchlich-religionspädagogische Arbeit muss auf die Unterscheidung von biologischem Geschlecht (Männer und Frauen sind verschieden) und sozialem Geschlecht (Männer und Frauen sind gleich, unterschiedliche Bewertungen sind von Menschen gemacht) Bezug nehmen, sie muss Gleichheit und Differenz von Männern und Frauen bedenken und im Handeln in Schule und Gemeinde umsetzen.

Wir werden nicht als Mädchen geboren... Geschlechtsspezifische religiöse Sozialisation

In unserer Gesellschaft wird Identität stark über die Geschlechtszugehörigkeit definiert. Interessant ist zu sehen, wie geschlechtsspezifisches Verhalten vermittelt wird: es wird ausdrücklich gemacht, was ein Mädchen tut und was es nicht tut (Mädchen pfeifen nicht, machen sich nicht schmutzig...). Es wird unbewusst vermittelt, in einer subtilen Auswahl von Geschichten oder von Geschenken für Mädchen, in den «unbemerkten Unterschieden», wann ein Mädchen oder wann ein Junge getröstet

und wann gelobt wird. Geschlechtsspezifisches Verhalten wird imitiert, im Alltag, auf dem Spielplatz, im Supermarkt, im Fernsehen und in der Schule. Geschlechtsspezifisches Verhalten wird gelernt, weil es von Erwachsenen und Gleichaltrigen als männlich oder weiblich klassifiziert wird («Du benimmst dich ja wie ein Bub», «Pfui, du bist doch ein Mädchen»). In der Beziehung zwischen Mutter und Tochter nimmt die Tochter über Identifikation latente, nicht-reflektierte Gefühle der Mutter auf, z.B. die Geschlechtsrolle und den Selbstwert der Mutter betreffend. Hinzu kommt die Selbst-Sozialisation als Imitation, animiert z.B. durch andere Kinder, aber auch durch Medien und Vorbilder, um im Gespräch von Erwachsenen und auch in unserer Gesellschaft allgemein dabei zu sein; dies ist ein nicht zu unterschätzender Faktor in der Entwicklung jedes Kindes.

Geschlechtsspezifische Erziehung wird durch religiöse Sozialisation verstärkt und gefördert. Im Kleinkindalter meist bei der Mutter erlebte liebevolle Nähe und Fürsorge werden religiös angebunden an ein einseitig männliches Vater-Gottesbild, christliche Werthaltungen wie Nächstenliebe, Selbstlosigkeit, Dienst, Demut und Vergebung gelten verbal für alle Menschen, werden aber faktisch in der religiösen Erziehung vor allem von Mädchen verlangt. Verbale Beteuerungen der Gleichwertigkeit von Mann und Frau im christlichen Glauben ändern an diesen Erfahrungen der Zweitrangigkeit der Mädchen und an den geschlechtsspezifischen Prägungen durch die religiöse Sozialisation und Erziehung nichts. Da vor allem Frauen die religiöse Erziehung tragen, müssen deren Erfahrungen, ihre religiöse Sozialisation und Entwicklung in den Mittelpunkt gerückt werden.

Handlungsfelder Feministischer reflektierter Religionspädagogik

Wenn religiöse Entwicklung geschlechterbezogen verstanden wird, ändert sich auch der Blick auf die Lernfelder des Religiösen, allen voran Schule und Jugendarbeit.

Mädchen erbringen in reinen Mädchenklassen die besseren Leistungen, Buben in gemischten Klassen. Mädchen bekommen nach wie vor eine widersprüchliche Doppelbotschaft. Schulische Leistung sollen sie erbringen, wenn sie aber wirklich gut sind, wird ihre Leistung abgewertet. Zahlreiche Untersuchungen bestätigen, dass Jungen nach wie vor vermehrt Zuwendung, Förderung und Aufmerksamkeit erhalten, während gegenüber Mädchen die Toleranz im gesamten Erziehungsbereich viel geringer ist. Schulische Belege bzgl. der Gewalt gegen Mädchen, die Bevorzugung der Jungen und die Abwertung der Lehrerinnen gelten ebenso

für den Religionsunterricht. Auch die einseitigen Inhalte des (Religions-)Unterrichts sowie die geringe Aufnahme feministisch-theologischer Inhalte beeinflussen Wahrnehmung und Denken von Schülerinnen und Schülern sowie von Lehrerinnen und Lehrern.

Bewusste anstatt formale Koedukation

Eine grössere Sensibilität in diesen Bereichen könnte zu einer «bewussten Koedukation» und nicht bloss einer formalen führen. «Bewusste Koedukation» schafft den Mädchen auch innerhalb geschlechtsgemischter Schulklassen einen Rahmen, in dem sie – auf der Basis von Gleichheit – verschieden sein und sich ihren Fähigkeiten entsprechend entwickeln können.

Im Religionsunterricht sowie im gesamten Schulbereich sind Bewusstmachung und Veränderung notwendig, bzgl. Lehrinhalten und Lehrmitteln, bzgl. Unterrichtssprache und der Ebenen der Interaktionen zwischen Lehrpersonen und Lernenden, zwischen Schülern und Schülerinnen. Konkret bleibt u.a. zu fragen: Welche Themen werden behandelt? Wer wird wie oft angesprochen? Wer setzt sich durch?

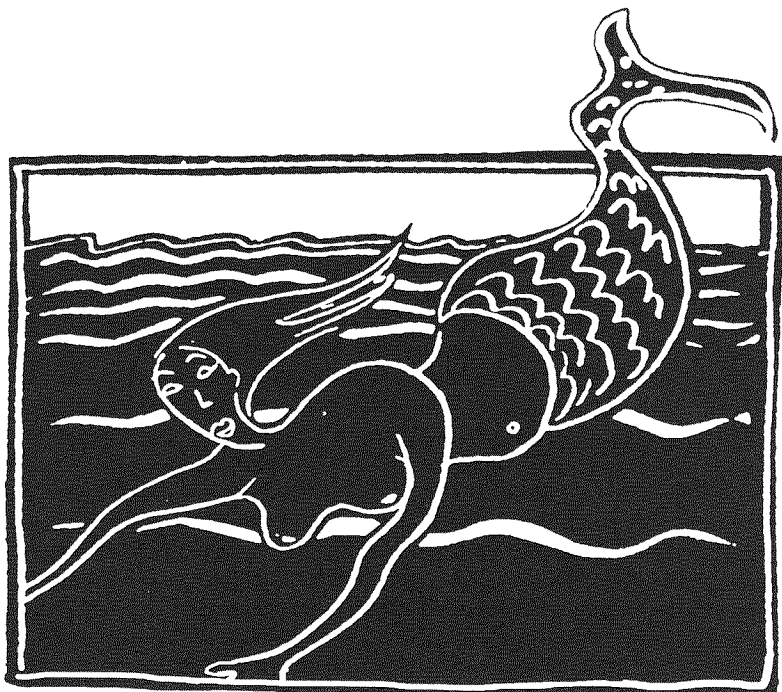
Für Buben besteht im Reservoir der biblischen Tradition ein ungleich höheres Angebot an Identifikationsmöglichkeiten. Denn bei Kindern geht die Identifikation primär zum eigenen Geschlecht hin. Auch wenn Jungen und Mädchen sich mit männlichen Helden identifizieren, nehmen sie sehr wohl wahr, welche Rollen dabei die Frauen spielen: es bleibt die Wertung bzgl. des eigenen Geschlechts. Im Kontext religiösen Lernens heisst das zum Beispiel: Auch wenn Mädchen gerne mit Mose mitfühlen, wissen sie sehr wohl, dass sie selbst Mädchen sind und ihre Rolle nicht die des Anführers sein wird. So sind eigenständige Identifikationsfiguren für Mädchen und Jungen auch im religiösen Bereich wichtig.

Geschlechterbezogene Jugendarbeit

Studien zur Gleichstellung im Bereich der Mädchen- und Jungenarbeit in Schule und Jugendverbänden stellen häufig die Beseitigung von Ungleichheiten zwischen Mädchen und Buben in den Vordergrund.³ Parteiliche Mädchenarbeit erfordert strukturelle und personelle Veränderungen, noch bevor es um einzelne Inhalte geht. Auch in der kirchlichen Jugendarbeit stellt sich die Frage des koedukativen und/oder geschlechtshomogenen Rahmens, wobei die kirchlich-verbandliche Jugendarbeit traditionell geschlechtergetrennte Angebote hat, diese aber oft nicht geschlechterbewusst nutzt.

Frauen in kirchlichen Gemeinden

Der Wandel in der Religiosität und Kirchenbindung wird besonders in der Al-



tenbach-Studie zum Thema Frauen und Kirche, die Anfang 1993 vorgestellt wurde, sichtbar. «Während 1982 noch 40 Prozent der Katholikinnen eine enge Beziehung zu ihrer Kirche hatten, sind es 1992 nur noch 25 Prozent. ... Die Mehrzahl der Katholikinnen, so ein weiteres Ergebnis, sehen in der Institution Kirche eine 'Männerkirche', die für die Anliegen und Probleme der Frauen kein Verständnis zeige.»⁴ Junge Frauen erleben ihre eigenen Orientierungen und Werthaltungen häufig in Kollision zu den Positionen der katholischen Amtskirche; der Kirche wird damit das Vertrauen entzogen. Antworten auf Lebensfragen von Frauen geben zu können. Zugleich tragen Frauen den Hauptteil der Arbeit in den Gemeinden. In der religiösen Erziehung und in der Katechese sind Frauen zentral tätig, hauptamtlich, nebenamtlich und ehrenamtlich. Interessanterweise hat die Integration von Frauen als Pastoralassistentinnen in die Gemeinden zwar die Erfahrung ermöglicht, dass Frauen die pastoralen Funktionen ebenso wahrnehmen wie Männer, sie hat aber strukturell bis dato nur wenig verändert.

Gleichheit und Differenz im biblischen Menschenbild

Sowohl gesellschaftlich als auch kirchlich wird gegenwärtig häufig die Gleichwertigkeit von Frauen unter gleichzeitiger Beschreibung ihrer Andersartigkeit betont. Dies stellt unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnissen faktisch eine Abwertung von Frauen dar. Nach wie vor erhalten Frauen für die gleiche Arbeit durchschnittlich weniger Lohn, als weiblich geltende Berufe sind geringer bezahlt, unentgeltlich verrichtete Arbeit von Frauen ist nach wie vor selbstverständlich, sei dies in der Pflege von Familienangehörigen, in der Versorgung der Fa-

milie und in der Erziehung der Kinder. Nach wie vor sind Frauen aufgrund ihres Geschlechts von kirchlichen Funktionen und Aufgaben ausgeschlossen. «Kein Wunder also, dass die Vorstellung von der Minderwertigkeit der Frau nicht nur weiterhin in den Köpfen von Männern, sondern vor allem auch im Selbstbild vieler Frauen verankert ist. Noch immer leiden die meisten Frauen an einem Mangel an Selbstachtung, noch immer kämpfen Frauen gegen das Gefühl, minderwertig zu sein, noch immer müssen sie beweisen, dass sie dem Mann gleichwertig sind, noch immer warten die Frauen auf die Einlösung des Versprechens: Da ist weder Mann noch Frau, in Christus sind alle eins.»⁵

Feministische Religionspädagogik hat ihre Aufgabe in der Vergewisserung des biblischen Menschenbildes, wonach Gott den Menschen als Frau und Mann geschaffen hat (Gen 1, 27). Gleichheit und Differenz sind damit legitimiert und einseitig männliche Verabsolutierungen werden aufgedeckt und abgelehnt.⁶ Gemeinschaft und Solidarität von Frauen müssen erlebbar sein. Als Einzelkämpferinnen ist die alltägliche Praxis zu mühsam und sind die Theoriebereiche zu umfangreich. «Frauenkirche» bietet Freiraum, um Erfahrungen auszutauschen und um einen nicht-sexistischen Umgang miteinander einzüben.

Grundhaltungen: Affidamento und Parteilichkeit

In der Verbindung von Frauen untereinander – bei aller Verschiedenheit – liegt die Chance, sich als Frau am eigenen Geschlecht zu orientieren. «Indem wir einer anderen Frau im gesellschaftlichen Rahmen Autorität und Wert zuschreiben, verleihen wir uns selbst, unserer eigenen Erfahrung, unserem eigenen Begehren Autorität und Wert.»⁷ Affidamento heisst anvertrauen, sich an-

vertrauen. «In der Beziehung des affidamento gibt eine Frau einer anderen Frau einen Massstab für das, was sie kann und was in ihr zur Existenz gelangen will.» Diese Verbindung unter Mädchen und Frauen wird zur Unterstützung und zum Freiraum, in dem Frauen ihre Kompetenzen entwickeln können.

So verstanden ist und bleibt feministische Religionspädagogik parteilich. Sie gibt keine Norm vor, wie Frauen zu sein haben oder wie sie sich entwickeln sollten, sondern fördert die selbstbestimmte Lebensgestaltung in Beruf, Politik, Beziehungen und Sexualität. Für pädagogisch und religionspädagogisch tätige Frauen ist es oft nicht leicht, die verschiedenen möglichen Lebensformen von Mädchen und Frauen als gleichwertig anzuerkennen und nicht ihre eigene Geschichte von Bewusstwerdung und Befreiung auf die Mädchen zu übertragen. Wer geschlechterbewusst im religionspädagogischen Feld arbeitet, ist herausgefordert, ihre eigene Wahrnehmung zu schulen. Hören Sie zum Beispiel eine Woche lang Nachrichten und achten Sie darauf, was die jeweilige Meldung für die betroffenen Frauen – und Kinder – bedeutet. Oder setzen Sie sich mit ihrem eigenen Geschlecht und ihrer Geschlechtsidentität auseinander, für sich allein und in Gesprächs- und Austauschgruppen, wo viele neue Ideen und Möglichkeiten entstehen werden.

»Laien zum Quadrat«

In der Kirche sind Frauen – so Herlinde Pissarek-Hudelst als Katholikin – »Laien zum Quadrat«: sie sind in einem doppelten Zwiespalt: Sie müssen, so sagt sie weiter, »als direkt Betroffene öffentlich für eine Kirche eintreten, die Frauen so deutlich den zweiten Rang zuweist« und sich zugleich gegen die frauenfeindlichen Aussagen wehren. Hinzu kommen: teilweise geringe gesellschaftliche Anerkennung kirchlicher Berufe bei gleichzeitigen hohen Anforderungen an professionelles Können, in der Schule die Vermittlung der mütterlich-liebenden Zuwendung Gottes im Kontext von Disziplinschwierigkeiten aufgrund dieser mütterlichen Haltungen. Hemmnisse aus der eigenen weiblichen Sozialisation (z.B. Überbetonung von Opferbereitschaft, Dienen, Demut, mangelnde Selbstliebe, unsichere Selbstkonzepte), Ansprüche an die persönliche Lebensgestaltung und vermittelte Klischees bzgl. der Rollen als Tochter, Ehefrau, Mutter... All das zu sehen und sich bewusst damit auseinanderzusetzen, braucht Kraft, Mut und gegenseitiges, solidarisches Wohlwollen, um Neues, Anderes, durchaus Vorläufiges auszutesten. Geschlechterbewusstes Arbeiten fordert die religionspädagogisch/kirchlich tätigen Frauen, sich ihrer eigenen Bedeutsamkeit und Stärke bewusst zu sein und einander immer

wieder – gegen das Erleben eigener Abwertung und Diskriminierung – Wert und Bedeutung zuzusprechen, also selbst »Affidamento« zu lernen. Dies ist schwer in einer Welt, in der Frauen gelernt haben, sich gegenseitig zu bewerten und mit »Männerblicken« zu beurteilen, in der Frauen vor allem Konkurrenz und Entsolidarisierung gelernt haben.

Forderungen und Konkretionen

Es braucht kirchliche Männerarbeit, es braucht Jungenarbeit, die von Männern konzeptionell entwickelt und geleistet wird. Es braucht konkreten Widerstand gegen Dominanz und Gewalt von Männern (und Jungen). Es braucht Möglichkeiten, sich kritisch mit den geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen und dem eigenen »Frausein« bzw. »Mannsein« auseinanderzusetzen, mit dem eigenen Körper, mit Starksein und Schwachsein...

Im kirchlichen Bereich sind Mädchentreffs, Mädchengruppen, Mädchentage u.a. entstanden, frauenspezifische Arbeit ist längst anerkannt und selbstverständlich. Auch im religionspädagogischen Bereich werden frauenspezifische und geschlechterbewusste Themen behandelt, Gottesbild und biblische Frauen, Gewalt in der Bibel und Gebete von Frauen... Es braucht kommunikative Möglichkeiten unter Frauen, eine Sprache, in der sie selbst vorkommen, gemeinsame Feiern, die Spass machen, mit Tanz und Musik, mit Essen und Trinken. Mädchen und Frauen brauchen erlebnisbezogene Angebote und thematische Angebote: sie brauchen Leitbilder, wie Frauen das Leben gestalten, wie sie ihre Bedürfnisse nach Eigenständigkeit und nach Nähe leben. Frauen unterschiedlichen Alters sehen aneinander, wie sie sich einbringen, wie sie verhandeln und sich durchsetzen, wie sie Niederlagen einstecken und müde sind. Um das als erwachsene Frau leisten zu können, braucht es gute Freundinnen und Kolleginnen.

In der Schule bleiben themenbezogene zeitweilige Trennungen nach Geschlecht (Sexualität, Identitätsthemen, Gefühle, Gewalt...) wichtig, es braucht eine Durchforstung der Lehrpläne und der Schulbücher, der Arbeitsunterlagen und Medien sowie feministische und geschlechterbewusste Angebote in der Ausbildung der religionspädagogisch tätigen Personen. Es braucht – in allen Bereichen von Kirche – ein erneuertes Reden von Gott und vom »Menschen« sowie neue Symbolisierungen, es braucht alte und neue Geschichten von Frauen mit Gott, es braucht Gebete und Lieder von Frauen zu Gott. Es braucht eine Erzähltradition von Bibel und Geschichte aus Frauenperspektive, es braucht – immer noch – die Erinnerung an die Gewalt gegen Frauen und an die Befreiung von Frauen.

Feministisches und geschlechterbewusstes Arbeiten steht vor einer neuen Herausforderung: sich nicht anzupassen an ein unspezifisches, unparteiliches »Wir sind doch irgendwie alle gleich«. Die kirchliche Praxis lebt aus dem Engagement und aus der Kraft der Befreiung. Denn es stimmt, nur Wünschen hilft nicht. Und doch: wo wären wir ohne die Sehnsucht nach einem Leben, das uns Lachfalten macht...

Dr. Helga Kohler-Spiegel ist Professorin an der Pädagogischen Akademie in Feldkirch/Österreich, Fachbereich Religionspädagogik.

- 1 Endres, in: Konkursbuch 32: MädchenMuster – MusterMädchen, Tübingen 1996, zit. nach Stauber, Barbara, Starke Mädchen – kein Problem?, in: beiträge 1999, Nr. 51, 53-64, 55.
- 2 Gerhard, Ute, Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht, München 1990, 205.
- 3 Vgl. exemplarisch für die Schweiz: Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektion (EDK) u.a. (Hrsg.), Mädchen – Frauen – Bildung. Unterwegs zur Gleichstellung, Bern 1992; Eidg. Büro für Gleichstellung von Frau und Mann u.a. (Hrsg.), »Auf Bäume klettern können wir auch ganz allein!« Ein Bericht zur Situation von Mädchen und Frauen in den Schweizer Jugendverbänden, 1992.
- 4 Allensbach-Studie zum Thema Frauen und Kirche, in: HerKorr 47 (1993) 157.
- 5 Strahm, Doris, Aufbruch zu neuen Räumen. Eine Einführung in feministische Theologie, Freiburg/CH 3. Aufl. 1990, 107.
- 6 Vgl. Kohler-Spiegel, Helga, Mensch sein als Mann und Frau, in: Biser, Eugen/ Hahn, Ferdinand/ Langer, Michael (Hrsg.), Der Glaube der Christen, Band 1: Ein ökumenisches Handbuch, München 1999, 106-129.
- 7 Libreria delle donne di Milano, Wie weibliche Freiheit entsteht. Eine neue politische Praxis, Berlin 1988, 131.

Literatur

Auswahl

Monika Barz/Geertje-Froken Bolle (Hg.), Göttlich lesbisch. Facetten lesbischer Existenz in der Kirche, Gütersloh 1997.

Andrea Blome, Frau und Alter. «Alter» – eine Kategorie feministischer Befreiungstheologie, Gütersloh 1994.

Chung Hyun Kyung, Schamanin im Bauch – Christin im Kopf. Frauen Asiens im Aufbruch, Stuttgart 1992.

Ulrike Eichler/Ilse Müllner (Hg.), Sexuelle Gewalt gegen Mädchen und Frauen als Thema der feministischen Theologie, Gütersloh 1999.

Bärbel Fünfsinn/Christa Zinn (Hg.), Das Seufzen der Schöpfung. Ökofeministische Beiträge aus Lateinamerika, EMW/NMZ, Hamburg 1998.

Ivone Gebara, Die dunkle Seite Gottes. Wie Frauen das Böse erfahren, Freiburg i. Br. 2000.

Elisabeth Gössmann u.a. (Hg.), Wörterbuch der Feministischen Theologie, Gütersloh 1991.

Andrea Günter (Hg.), Feministische Theologie und postmodernes Denken. Stuttgart/Berlin/Köln 1996.

Dagmar Henze u.a. (Hg.), Antijudaismus im Neuen Testament? Grundlagen für die Arbeit mit biblischen Texten, Gütersloh 1997.

Julie Hopkins, Feministische Christologie? Wie Frauen heute von Jesus reden können, Mainz 1996.

Anne Jensen, Gottes selbstbewusste Töchter. Frauenemanzipation im frühen Christentum?, Freiburg i. Br. 1992.

Elizabeth A. Johnson, Ich bin, die ich bin. Wenn Frauen Gott sagen, Düsseldorf 1994.

Renate Jost/Eveline Valtink (Hg.), Ihr aber, für wen haltet ihr mich? Auf dem Weg zu einer feministisch-befreiungstheologischen Revision von Christologie, Gütersloh 1996.

Britta Jüngst, Auf der Seite des Todes das Leben. Auf dem Weg zu einer christlich-feministischen Theologie nach der Shoa, Gütersloh 1996.

Kwok Pui-lan, Interpretation als Dialog. Eine biblische Hermeneutik aus Asien, Luzern 1996.

Leidenschaft und Solidarität. Theologinnen der Dritten Welt ergreifen das Wort, Luzern 1992.

Irene Löffler, Unsere Spiritualität entdecken und feiern. Arbeit mit Frauengruppen, Mainz 1996.

Elisabeth Moltmann-Wendel, Mein Körper bin ich. Neue Wege zur Leiblichkeit, Gütersloh 1994.

Pnina Navé Levinson, Eva und ihre Schwestern. Perspektiven einer jüdisch-feministischen Theologie, Gütersloh 1992.

Ursula Pfäfflin/Julia Strecker, Flügel trotz allem. Feministische Seelsorge und Beratung, Gütersloh 1998.

Judith Plaskow, Und wieder stehen wir am Sinai. Eine jüdisch-feministische Theologie, Luzern 1992.

Ina Praetorius, Skizzen zur Feministischen Ethik, Mainz 1995.

Rosemary Radford Ruether, Gaia und Gott. Eine ökofeministische Theologie der Heilung der Erde, Luzern 1994.

Lucia Scherzberg, Sünde und Gnade in der feministischen Theologie, Mainz 1991.

Luise Schottroff, Lydias ungeduldige Schwestern. Feministische Sozialgeschichte des frühen Christentums, Gütersloh 1994.

Luise Schottroff/Silvia Schroer/Marie-Theres Wacker (Hg.), Feministische Exegese. Forschungserträge zur Bibel aus der Perspektive von Frauen, Darmstadt 1995.

Luise Schottroff/Marie-Theres Wacker (Hg.), Von der Wurzel getragen. Christlich-feministische Exegese in Auseinandersetzung mit Antijudaismus, Leiden/New York/Köln 1996.

Luise Schottroff/Marie-Theres Wacker (Hg.), Kompendium Feministische Bibelauslegung, Gütersloh 1998.

Silvia Schroer, Die Weisheit hat ihr Haus gebaut. Studien zur Gestalt der Sophia in den biblischen Schriften, Mainz 1996.

Helen Schüngel-Straumann, Denn Gott bin ich, und kein Mann. Gottesbilder im Ersten Testament – feministisch betrachtet, Mainz 1996.

Elisabeth Schüssler Fiorenza, Jesus – Miriams Kind, Sophias Prophet. Kritische Anfragen feministischer Christologie, Gütersloh 1997.

Dorothee Sölle, Mystik und Widerstand, Hamburg 1997.

Dorothee Sölle und Luise Schottroff, Den Himmel erden. Eine ökofeministische Annäherung an die Bibel, München 1996.

Doris Strahm / Regula Strobel (Hg.), Vom Verlangen nach Heilwerden. Christologie in feministisch-theologischer Sicht, Luzern 1991.

Doris Strahm, Vom Rand in die Mitte. Christologie aus der Sicht von Frauen in Asien, Afrika und Lateinamerika, Luzern 1997.

Luzia Sutter Rehmann, Vom Mut, genau hinzusehen. Feministisch-befreiungstheologische Interpretationen zur Apokalypstik, Luzern 1998.

Eske Wollrad, Wildniserfahrung. Womanistische Herausforderung und eine Antwort aus Weißer feministischer Perspektive, Gütersloh 1999.

Neuerscheinungen

Elisabeth Moltmann-Wendel, Wach auf, meine Freundin. Die Wiederkehr der Gottesfreundschaft, Stuttgart 2000.

Carola Moosbach, Lobet die Eine. Schweige- und Schreiegebete, Mainz 2000.

Ina Praetorius, Zum Ende des Patriarchats. Theologisch-politische Texte im Übergang, Mainz 2000.

Elisabeth Schüssler Fiorenza, Gerech ist das Wort der Weisheit. Feministische Bibelinterpretation im Kontext, Luzern 2000.

Julia Strecker, Der Sehnsucht Sprache geben. Liturgische Texte für den Gottesdienst, Gütersloh 2000.

Frauenkirchenstellen

In verschiedenen Kantonen sind in den letzten Jahren kirchliche Frauenstellen entstanden. Die folgende Übersicht gibt den aktuellen Stand wieder:

Katholische Frauenstelle **Aargau**,
Klosterstrasse 12, 5403 Wettingen
056/ 427 01 50 (Tel); 056/426 09 37
(Fax); e-mail: k.frauenstelle@active.ch
(Regula Haag)

Fachstelle Frauenfragen der Ref.
Landeskirche **Aargau**,
Augustin Keller-Strasse 1, 5001 Aarau
062/838 00 28,
mail: johanna.hooijsma@ref-aargau.ch
(Johanna Hooijsma und Ruth Voggensberger)

Projektstelle für Frauen,
Leonhardskirchplatz 11, Postfach,
4001 **Basel**,
061/ 264 92 00
(Agnes Leu, Dorothee Dieterich)

Kirchliche Frauenstelle **Basel-Land**,
Leonhardskirchplatz 11, Postfach,
4001 Basel, 061/ 264 92 09
(Anja Kruysse)

Bildung und Beratung,
Schwarztorstrasse 20, Postfach 6051,
3001 **Bern**, 031/ 385 16 16,
e-mail: biber@refkirchenbeju.ch
(Helmute Conzetti)

Arbeitskreis für Zeitfragen,
Oberer Quai 12, 2503 **Biel**
032/ 322 36 91,
e-mail: hieber_biel@swissonline.ch
(Catina Hieber)

Frauenstelle, Murtenstrasse 48,
Postfach 1111, 2501 **Biel**
032/ 329 50 83,
e-mail: frauenstelle@bielstar.ch
(Regula Strobel)

Verein Frauen und Kirche,
Postfach 4933, 6002 **Luzern**
041/ 210 52 20 (Tel. und Fax),
e-mail: frauenstelle.luzern@freesurf.ch
(Li Hangartner, Silvia Strahm Bernet)

Fachstelle für kirchliche Frauenarbeit,
Ev.-ref. Landeskirche,
Bildung und Gesellschaft,
Hirschengraben 7, 8001 **Zürich**
01/258 92 30 (direkt), 01/258 91 50
(Zentrale), 01/258 91 51 (Fax)
e-mail: frauenarbeit@zh.ref.ch
(Sabine Scheuter)

cfid Frauenstelle für Friedensarbeit,
Postfach 9621, 8036 **Zürich**
01/ 242 93 07, e-mail: frieda@swix.ch
(Barbara Müller)

Berichte

Für Catharina Halkes zum 80. Geburtstag

Liebe Tine,
Dich und die Spannweite Deines Schaffens in der FAMA vorstellen zu wollen, dies wäre Wasser in den Rhein getragen. Dein Werk und Deine Verdienste als Mitbegründerin der feministischen Theologie in Europa wurden mehrfach gewürdigt. Den Schwerpunkt möchte ich heute auf die grosse Bedeutung legen, die Du für diejenige Frauengeneration hast, die mit dem vorkonziliären Kirchenbild gross geworden ist. Als katholische Frauen wurden wir hineingeboren in eine von Männern beherrschte Kultur. Von Männern wurde bestimmt, wie eine Frau sein soll, welche Opfer sie bringen muss und welche Dienste sie zu leisten hat. Einseitig männliche Gottesbilder in einer einseitig maskulinen Theologie gehörten zu unserem täglichen Brot. Das Bild dieser Kirche war für uns schon lange nicht mehr Heimat. Auszusprechen wagten wir es nicht, oder besser gesagt, wir konnten gar nicht formulieren, was uns plagte und welches die Wurzeln unserer Empörung waren. Wir standen einem weltfremden Denken gegenüber, das wir nicht durchschauten. In dieser Situation begegneten wir Dir. Es war für uns ein revolutionäres Ereignis!
Kennengelernt habe ich Dich 1972 in Berlin. Bei diesem Erfahrungsaustausch mit christlichen Frauen aus dem Osten wurde uns sofort klar, welche Bedeutung Du für uns katholische Frauen hast. Du erzähltest von den Erfahrungen als kirchlich engagierte Frau, die, obwohl selber Theologin, in den theologischen Gremien der Niederlande einfach nicht zur Kenntnis genommen wurde. Deine Berichte als Konzilsbeobachterin in Rom sind für uns deshalb so umwerfend, weil damit ein folgenschweres Ereignis verbunden ist.

Du sprachst vom erhebenden Gefühl, zu einer Weltkirche zu gehören, die das Antlitz der Erde verändern könnte, und vom plötzlichen Schock, den Dir der Einzug der Konzilsväter in den Vatikan versetzte. 2500 Väter und keine einzige Frau! 2500 Männer, die über uns Frauen bestimmen, und überdies alles Männer, denen es zum vornherein verboten ist, überhaupt an Frauen zu denken! Mit solchen Erfahrungen beladen, hast Du begonnen, der Kirche kritisch zu begegnen. Dabei war Dein Wunsch von Anfang an, Dich konstruktiv an deren Erneuerung zu beteiligen.

Es kam die Zeit, da wir kaum warten konnten, bis Deine Artikel und Bücher ins Deutsche übersetzt wurden. Das 1980 erschienene Buch «Gott hat nicht nur starke Söhne» – ein Klassiker übrigens – war eine Fundgrube für uns Frauen. Deinem Wort verdanken wir es, dass wir den Mut hatten, zu neuen Ufern aufzubrechen. «Feminismus ist mehr als Frauenbefreiung. Feminismus ist eine Kritik an der bestehenden Kultur und der herrschenden Religion», sagtest Du.

Einerseits wollten wir Sorge tragen zu unseren religiösen Wurzeln und zum Tiefgang unseres Denkens, und andererseits mussten wir uns auseinandersetzen mit den Einseitigkeiten und den Unrechtsstrukturen derjenigen Kirche, in die wir hineingeboren wurden. Für uns brav Erzeugene, denen eingebleut wurde, ausserhalb der Kirche sei kein Heil, brauchte es viel Mut, eigenständig zu denken und unseren Instinkten mehr zu vertrauen als dem, was uns von oben herab als gottgewollt suggeriert wurde. Wichtig wurde einzig und allein unser eigener, authentischer Weg.

Als Du einmal auf die Gottesfrage angesprochen wurdest, sagtest Du: «Auf der Suche nach mir selbst hoffe ich auch Gott zu finden!» Dies ist heute noch ein Schlüsselwort für uns alle. Angefangen hat unsere Selbstwerdung in der Auseinandersetzung mit der Bibel. Kein schönes Buch, wenn von Frauen die Rede ist! Wir lernten aber auch eine neue Maria kennen, eine mutige und visionäre Frau. Die wurde für uns Salz der Erde. Religion als Herausforderung und Anstiftung zum Weltwagnis, das waren Funken, die zündeten. Und diese neue Weltsicht kam gerade in einem Moment, in dem wir unsere Mitarbeit in den oekumenischen Arbeitsgruppen aufgeben wollten. Wir hatten es satt, bei den anderen Verständnis zu wecken für so viel Unsinn in unserer Kirche. Einen ganz besonderen Dank schulden wir Dir, dass Du, eine von allen Seiten in Anspruch genommene Forscherin und Hochschuldozentin, den Kraftverschleiss des Umherreisens nie gescheut hast. Du warst nie zu müde, zu uns zu kommen zu Vorträgen, Seminarien und Gesprächen – und dies alles in einer

Fremdsprache. Mit grösster Aufmerksamkeit begegnetest Du allen, die mit Dir in Kontakt kamen. Die Pastoraltheologin, wie sie liebt und lebt! Überall, wirklich überall, war man fasziniert von Deiner menschlichen Ausstrahlung. Alle, die Dich beherbergen durften, sagen Dir nach, Du seiest unkompliziert und pflegeleicht. Dies sind Ehrentitel, die nicht in jeder Biographie stehen. Erfolg sei kein biblisches Wort, pflegst Du zu sagen. Aber sei ohne Sorge, liebe Tine! Das, was Du in uns grundgelegt hast, die Kraft, der Durchblick und die Sicherheit, die wir Dir verdanken, dies alles geht im Alltag unzähliger Frauen weiter. Für Deine Geduld mit uns werden wir Dir nie genug danken können. Leben als AUFGABE – diese Lebensphase hast Du hinter Dir. Deine bedeutende Arbeit ist getan. Die Zeit der über-vollen Agenda ist vorbei, und die Last des ununterbrochenen Zeitdrucks ist Vergangenheit. Leben als GABE – als köstliche Zu- und Dreingabe – steht Dir noch bevor. Endlich sollst Du Zeit und Musse haben für das Lachen Deiner Kinder und für alles, worauf Du notgedrungen, und oft unter grossen Schmerzen, verzichten musstest. Möge Dein Leben voller Zuversicht und Glück und vor allem schmerzfrei sein und bleiben. Dies wünschen Dir Deine dankbaren Schweizerinnen.

Rosmarie Jöhr

Zum Tod von Leonore Siegele Wenschkewitz, 1944 – 1999

Unfasslich, dass Leonore tot ist. Gerade noch hatte ich in den Nachrichten der Akademie Arnoldshain gelesen, dass sie am 24. Oktober 1999 den Edith Stein Preis verliehen bekommen hatte. Ein Photo zeigte Leonore scheinbar wie immer, schön gekleidet, beinahe schimmernd. In der Todesanzeige vom 17. Dezember stand dann: «Sie hat ihre schwere Krankheit zunächst zweieinhalb Jahre mit der Zuversicht des Glaubens, aus der Kraft ihrer Persönlichkeit und in der Hingabe an ihre Arbeit überwunden und dann viereinhalb Monate mit Geduld und Haltung ertragen. Gott hat ihr ein seliges Ende gewährt.»

Hinter diesen knappen Worten verbirgt sich der ungeheure Mut, die Zielstrebigkeit und die Glaubenskraft einer Frau, deren Denken mich vor Jahren im wahrsten Sinn des Wortes aufgerüttelt hat. Leonore Siegele gehörte zu den herausragenden Exponentinnen eines jüdisch-christlichen Dialogs, der auf christlicher Seite eine fundamentale Kritik an der tiefsitzenden antijudaistischen Dimension christlichen Glaubens, christlicher Theologie und kirchlichen Handelns vornahm.

Ihre Doktorarbeit hat Leonore 1972 zum Thema «Nationalsozialismus und Kirchen» geschrieben. Kirchen- und

Zeitgeschichte ist ein Schwerpunkt ihrer Lehr- und Forschungstätigkeit geblieben, ebenso das Thema des historischen und fortdauernden Antijudaismus in der Theologie und die historische Frauenforschung. Sie hat die Antijudaismusedbatte in der feministischen Theologie wenigstens im deutschsprachigen Raum wesentlich mitgeprägt, u.a. mit den von ihr herausgegebenen Sammelbänden «Verdrängte Vergangenheit, die uns bedrängt» (1988) und «Frauen und Faschismus in Europa» (1990).

Später kam die Auseinandersetzung mit der Geschichte der evangelischen Kirchen im SED Staat dazu, die sie auch als Mitglied und stellvertretende Vorsitzende im Wissenschaftlichen Beirat «Kirche im geteilten Deutschland» geführt hat.

Leonore war seit 1983 Studienleiterin an der Akademie Arnoldshain, seit 1996 Akademiedirektorin, seit 1997 daneben ausserplanmässige Professorin für historische Theologie an der Universität Frankfurt. Dass sie neben der inhaltlichen und organisatorischen Neukonzeption der Akademie auch noch eine umfangreiche Lehr- und publizistische Tätigkeit entwickeln konnte, zeugt von ihrer grossen Kraft und Vitalität.

Leonore war eine Frau, die das Leben leidenschaftlich und unbeirrbar liebte, bei der ich eine Passion für Gerechtigkeit und eine innere Wahrhaftigkeit gespürt habe, die sie dort Fragen stellen liess, wo sie Unrecht sah oder vermutete. «Sie hat Grenzen überschritten und Paradigmen vereint, die unvereinbar schienen, so feministische Theologie und jüdisch-christliches Gespräch», hat Ulrich Siegele in seinem Nachruf gesagt. So wird sie auch in unserem Gedächtnis stehenbleiben und mahnen, dass auch feministische Theologie den Anspruch auf einen Heilsvorsprung des christlichen Glaubens – diesmal im Gewand seines Umgangs mit der Frauenfrage – aufgibt.

Reinhild Traitler

Das Ökumenische Forum Frau + Kirche St. Gallen ist 20 Jahre alt

Mit einem Fest haben Frauen in St. Gallen gefeiert, dass ihre Frauenkirche, die älteste der deutschen Schweiz (?) den 20. Geburtstag hat.

Am 15. Februar 1980 beschloss die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (AGCK), die bestehende Frauengruppe, die aus der Synode 72 herausgewachsen ist, mit dem Namen *Ökumenisches Forum Frau + Kirche* als Arbeitsgruppe zu akzeptieren. So starteten wir mit der Sicherheit zur Kirche zu gehören und agierten als erwachsene und unabhängige Töchter der AGCK.

Die treibende Kraft für diesen Anfang und viele folgende Aktivitäten war Margrit Schöbi, die vor zehn Jahren gestor-

ben ist. Sie hat die Beschreibung des Forums formuliert, die bis heute gültig ist: *Das Forum bietet Raum zur Begegnung mit anderen Frauen, die – verunsichert sind, – neue Ausdrucksformen suchen und ausprobieren, – Erfahrungen, Wünsche und Vorstellungen austauschen, – sich auf den Weg machen, – Ermutigung brauchen.*

Am 18. Februar haben wir zurückgeschaut. Aus der Vielfalt dessen, was einen bleibenden Eindruck gemacht hat, war ein grosser Teil der Forumsaktivitäten präsent: Veranstaltungen, Forumsabende, Reisen, Gottesdienste. Beteiligung an Ostschweizerischen und Schweizerischen Frauen-Kirchen-Anlässen, Münsterchen um die Mühsal, Frauengottesdienste in einer Kirche zu feiern und auch, dass da Frauen waren, die sich einmischten, die selbständig und doch als Kirche etwas machten, woran die 'richtigen' Kirchen nicht beteiligt waren, das machte uns suspekt und interessant. Wir sind heute überzeugt, dass wir damit einiges bewirkt haben.

Feministinnen in den Kirchen, das sind die rund 250 Forumsfrauen, haben in der Kirche etwas verändert, was den Frauen in Pfarreien und Gemeinden mehr Raum und auch Orte zum Sein lässt. Jetzt braucht das Forum eine Neuorientierung für das nächste Jahrzehnt. Der Suchprozess ergab: Wir machen Pause.

So haben wir uns im *Ökumenischen Forum Frau + Kirche* ein Geburtstagsgeschenk gemacht: Eine Denkpause – eine Zeit der Kreativität für die Neuorientierung. Das heisst: Für die nächsten fünf Jahre planen wir nichts. Wenn aber etwas an uns herankommt, wenn uns etwas wichtig wird, wenn wir von guten Ideen überfallen werden, dann sind wir da, werden aktiv. Spätestens im Februar 2005 melden wir uns zurück.

*Ökumenisches Forum Frau + Kirche
Vreni Hungerbühler*

Hinweis

European Women's College

*Feministisches Kompaktstudium
2000 – 2002*

Das zweite feministische Kompaktstudium ist als Europastudium konzipiert. Es beginnt im Oktober 2000 gleichzeitig in Zürich und am Gender Studies Center in Novi Sad, Vojvodina, und dauert bis November 2002.

Leitung: Elisabeth Raiser-von Weizsäcker und Reinhild Traitler-Espiritu.

Am 8. Juli findet auf Boldern/Männedorf ein Orientierungsseminar statt.

*Anmeldung und weitere Informationen:
European Women's College, Postfach
858, 8708 Männedorf, 0041/(0)1 921 78
80, e-mail: ewc@access.ch*

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Dorothee Dieterich, Basel
Li Hangartner, Luzern
Monika Hungerbühler, Basel
Barbara Seiler, Zürich
Jacqueline Sonogo Mettner, Maur
Doris Strahm, Basel
Silvia Strahm Bernet, Luzern
Ursula Vock, Zürich

Administrations- und

Redaktionsadresse:

Verein FAMA
Monika Hungerbühler
Postfach 300
CH-4012 Basel
E-Mail: zeitschrift@fama.ch
Internet: www.fama.ch.

Layout:

Esther Kälin Plézer, Bern

Druck:

Gegen-Druck, Luzern

Abonnement:

Normalabo: Fr. 25.–
GönnerInnenabo Fr. 40.–
Auslandabo: Fr. 30.–/DM 30.–
Abonnementsbestellungen siehe:
Administrationsadresse
Kündigungen bis spätestens drei
Monate vor Ablauf des Abos.
Einzelnummern: Fr. 6.50 zuzügl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

Retours:

Verein FAMA
Postfach 300
CH-4012 Basel

Inhaltsverzeichnis

Editorial	2
So fing es mit der FAMA an (Carmen Jud)	3
«Ich wäre nicht die, die ich bin» (Esther Hürlimann)	4
Es gibt sie! Feministische Theologie an Schweizer Universitäten (Doris Strahm)	7
25 Jahre Feministische Theologie. Eine Chronologie (Uta Knolle)	9
Das F-Wort (Silvia Strahm Bernet)	11
Bildersturm. Feministische Theologie praktisch (Monika Hungerbühler)	12
«Weil nichts bleibt, wie es war». Feministische Theologie in der Religionspädagogik (Helga Kohler-Spiegel)	14
Literatur	17
Forum	18

Bildnachweis

Die Bilder in dieser Nummer stammen von Gabi Kopp aus Luzern. Sie hat die Illustrationen für das 10-jährige Jubiläum des Vereins Frauen und Kirche Luzern gemacht.

Das Seufzen der Schöpfung

Auf der Suche nach einer ökofeministischen Spiritualität – Ferien-Studien-Tage für Frauen

Ort: Antoniushaus Mattli, Seminar- und Bildungszentrum, 6443 Morschach.
Datum: Donnerstag, 3. August, 18.00 Uhr, bis Montag, 7. August 2000, 14.00 Uhr.
Leitung: Doris Strahm und Barbara Ruch.
Detailprogramm und Anmeldung (bis 15. Juli 2000): Antoniushaus Mattli,
Tel. 041 820 22 26; Email: antoniushaus.mattli@bluewin.ch.

Leitbilder weiblicher Führung

Seminar für Frauen in leitender Stellung in Profit- oder Nonprofit-Organisationen

Ort: Antoniushaus Mattli, Seminar- und Bildungszentrum, 6443 Morschach.
Datum: Freitag, 1. September 2000, bis Sonntag, 3. September 2000 sowie Freitag, 12. Januar 2001, bis Sonntag, 14. Januar 2001, jeweils 14.00 bis 18.00 Uhr.
Leitung: Eva Renate Schmidt und Barbara Ruch.
Detailprogramm und Auskunft: Antoniushaus Mattli, Tel. 041 820 22 26;
Email: antoniushaus.mattli@bluewin.ch.

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Das Thema der nächsten Nummer: **Facetten des Bösen.**

Mitarbeiterinnen dieser Nummer

Rosmarie Brunner, Oristalstr. 15, 4410 Liestal,
Monika Hungerbühler, Kannenfeldstrasse 35, 4056 Basel
Elisabeth Hischier, Liestalerstr. 6, 4127 Birsfelden
Esther Hürlimann, Bederstr. 74, 8002 Zürich
Carmen Jud, Zähringerstr. 3, 6003 Luzern
Uta Knolle, Tannenweg 5, D-21227 Bendestorf
Helga Kohler-Spiegel, Kapfstrasse 99a, A-6800 Feldkirch
Clara Moser Brassel, Hauptstr. 60, 4133 Pratteln
Jacqueline Sonogo Mettner, Kirchweg 3, 8124 Maur
Doris Strahm, Gotthelfstrasse 89, 4054 Basel
Silvia Strahm Bernet, Klosterstrasse 11, 6003 Luzern